Nr. 31 Leipzig, den 3. August 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme — Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel: 3. Das katholische Missionsprinzip — Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift: 4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde (Zweites Stück) — Zum Verständnis Zinzendorfs. Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart": 1. Der bürgerliche Beruf und das „Streiter-" oder „Jüngertum" — Vom Ulmer Münsterfest — In langweiliger Gesellschaft — Bücher und Schriften: Auswahl altchristlicher Lieder; Zwanzig Predigten von Jakob Andreae; Ein Gang durch die katholische Konvertitenlitteratur — Quittung — Anzeigen

Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme

Röm. 11, 32

Wenn man am Ende jenes wunderbaren Abschnitts aus dem Römerbriefe, Kapitel 9 bis 11, angekommen ist, fühlt man sich versucht, das Schlußwort: O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! womit der Apostel die Weisheit und Erkenntnis preist, die Gott hat, anzuwenden auf die Weisheit der Erkenntnis, die der Apostel von Gott hat: O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wer möchte die Stellen des Neuen Testaments gegen einander abwägen, in denen die größte Kraft des Glaubens und die größte Tiefe christlicher Erkenntnis uns entgegentritt? — aber diese einzigen Römerkapitel sind da mit oben an, ringen einem immer aufs neue ein stilles Staunen ab über solche Energie christlichen Glaubens und Denkens. Man muß sie nur nicht lesen bloß als ein Stück geschichtsphilosophischer Spekulation, nicht zur Uebung des eignen Grübelns über das Unfaßbare, nicht um eine Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung oder von der Wiederbringung aller daraus zu holen, sondern als Zeugnis des Glaubens und der Gotteserkenntnis, die dieser Apostel Jesu hatte und wir auch haben sollen, als die Leistung der Probe, die sein Glaube gegenüber der sein Gemüt am heftigsten bewegenden Geschichtsthatsache zu bestehen hatte: so hingenommen wächst uns Mut, Vertrauen, Freudigkeit und Sicherheit zum christlichen Handeln an diesem Stücke so unmittelbar und mächtig wie an wenigen Stücken der heiligen Schrift.

Bekümmert über den hartnäckigen Widerstand, den sein geliebtes Volk Israel Christus und seinem Heil entgegensetzt, erfaßt Paulus eben darin einen göttlichen Liebesratschluß. Er sieht sich durch diese Hartnäckigkeit seiner Brüder nach dem Fleisch, die doch von Haus aus Kindschaft, Herrlichkeit, Gesetz, Gottesdienst, Verheißungen und die Väter vor den Heiden voraushaben (9, 4), mit seiner Verkündigung an die Heiden gewiesen. So wird die Verwerfung, der Unglaube der Juden die Rettung der Heiden. Aber wenn ihr Fehltritt die Welt reich macht, wie viel reicher wird ihre einstige Bekehrung die Welt machen (11, 12)? Verstockung und Einkehr der Juden, beides kann in Gottes Hand und Rat nur ein Mittel seiner barmherzigen Weltregierung, seines Rettungswerkes auf Erden sein. Und so schließt er diesen Ausblick auf den Ungehorsam der Juden mit dem Worte: Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme.

Gott schenke uns die gleiche Energie christlicher Glaubenszuversicht, christlichen Glaubensurteils! Welch eine Welt- und Geschichtsbetrachtung! Sie hält sich nicht an die Beobachtung des Unglaubens, Ungehorsams und Abfalls als solche, baut nicht darauf im Vorgreifen des endlichen Gerichts ihre Schlüsse, sondern statt so an dem zunächst vor Augen Liegenden, erfahrungsmäßig Feststehenden zu haften, knüpft das gläubige Gemüt kühn seine Gedankenkette an etwas viel Festeres und Gewisseres an, als irgend eine noch so sichere Erfahrung es bieten kann, an die über alles gewisse Erbarmung Gottes. Nicht ein Gott, der alles vorherbestimmt, die einen zu Gefäßen der Gnade, die andern zu Gefäßen des Zorns gesetzt hat, ist der lebendige Gott des Paulus, so gewiß er keinen Augenblick ansteht, solche Macht und solches Recht seinem Gott bis in die äußersten Konsequenzen hinein zuzugestehen (9, 21); sondern sein Gott ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt, und weil dieses Erbarmen das Wesen Gottes ist, müssen alle Eigenschaften und Aeußerungen dieses Wesens sonst, Allmacht, Allwissenheit, Vorherbestimmung, im Dienste des Erbarmens stehen. Kein trostloses Hinstarren auf die Schar der unrettbar Verlornen, sondern ein siegesgewisses Aufschauen von dem schmerzlichen Erlebnis mit den Verstockten und von den Schlüssen, die der Verstand daraus ziehen muß, zu der Gnade und Treue, die im tiefsten Grunde doch das wahre Sein der Gottheit und darum den Inhalt seiner Offenbarung ausmacht. Dieser Glaube ist Gottes und seines Heils unter allen Umständen gewiß; er bringt dem Evangelium kein „Opfer der besseren Einsicht," sondern er schöpft bessere Einsicht aus dem Quell des himmlischen Lichtes, der ihm in Jesus Christus erschlossen worden ist. Dadurch erquickt thut er seine Missionsarbeit, predigt den Heiden — und hofft für die Juden.

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt — warnt der Herr. Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme — glaubt Paulus. Rätselhafte Selbstwidersprüche christlicher Erkenntnis! Was beide Sätze verbindet, ist der Eine Gottesbegriff, die gleiche Anschauung und Gewißheit des Gottes, der das Heil aller sucht. Es bedarf nur, diesen Gott zu begreifen, so ist man gerettet („selig," wie Luther verdeutscht, wo im Griechischen dasteht „gerettet"), hineingerettet in den unwiderstehlichen Zug der göttlichen Liebe. Und je mehr wir den an uns selbst spüren, desto mehr trauen wir ihr alles zu, auch das Menschen Unmögliche, können auch den Widerstand, den sie findet, nur als Anlaß ansehen, daß sie sich um so herrlicher offenbare, ja als Mittel und Werkzeug zu ihrem Zwecke.

Dich jammert des großen Volkes, das zum Abgrunde will. Dich drückt diese sichtliche Erfolglosigkeit des göttlichen Rufens und Lockens. Hat es nur bei dir Erfolg gehabt, so weißt du: es giebt für Gott kein erfolgloses Wollen und Handeln. Diesem Erbarmen muß alles unterliegen.

Wie das? — Weiß ichs? Hats Paulus gewußt? Glaube nur, und sei freudig!

R

Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel

3. Das katholische Missionsprinzip

Die Verwerfung der methodistischen Auffassung der Missionsaufgabe scheint zu einem gerade entgegengesetzten Verfahren hinüber zu weisen. Wenn es nicht in der Macht der Menschen liegt, die einzelne Seele zu erretten, so vermögen sie doch eine äußerliche, richtig organisirte Gemeinschaft des Christentums zu schaffen, eine Kirche, in der den wunderbaren Kräften Gottes die entsprechenden Mittel und Ordnungen zweckmäßig gesichert sind. Wer dieser Kirche angehört, dem ist durch die ihr innewohnenden Kräfte sein Heil verbürgt. So kann die Missionsaufgabe keine andre sein, als dieser Kirche, die seit Christi Tagen besteht, möglichst viele Glieder zuzuführen, die ihr bisher fremd waren. Mission treiben heißt das Gebiet der Kirche ausbreiten. Wer ihrem äußern Kreise einverleibt ist, an dem hat die Missionsaufgabe ihren Zweck erfüllt. Was ihm weiter not thut, das wird Gott durch seine Kirche von selbst thun.

Wo diese Auffassung von der Heilsaufgabe vorliegt, da ergiebt sich notwendig die Missionsweise, die ich kurz die katholische nennen möchte und die, wie alles im besondern Sinne katholische, als jesuitische in ihrer höchsten Energie hervortritt. Das streitbare Heer der Kirche zieht hinaus in die Heidenwelt, um sie für das Königreich Jesu zu erobern. Mögen es Ritter sein mit dem Schwert in der Hand oder Krankenpfleger und barmherzige Schwestern, voll hingebender Liebe für die Leidenden und Armen, — mögen es Bischöfe sein in Pracht der Erscheinung und imponirendem Pomp des Kultus oder todesmutige Diener des Kreuzes, die mitten im Feindeslande vergessen und einsam kämpfen und sterben, — sie sind eine Kriegsschar, und sie kämpfen für die Macht der Kirche.

Sie wollen die Völker zum Gehorsam der Kirche bringen, wollen sie dem Statthalter Jesu zu Füßen legen als Siegesbeute. Wer so gewonnen ist, der ist ja zu seinem ewigen Heile gewonnen. Außerhalb der Kirche giebt es nichts als die Aussicht ewiger Verlorenheit. Wer aber in ihre Arme aufgenommen ist, wenn er nur nicht widerstrebt, der empfängt im Sakrament geheimnisvolle Kräfte der übersinnlichen Welt, die ihn seines Heils gewiß machen. Ob er auch selbst nichts ahnt von dem Reichtume der Gnade und des Lebens, den Christus in die Welt gebracht hat, er ist unter dem schirmenden Dache der Kirche sicher vor Gericht und Zorn. Darum gilt es: „Zwinge sie einzutreten," sei es auch mit Schwert und Gewalt, sei es auch mit Nachgiebigkeit gegen heidnische Unsitte und ererbten Aberglauben, so lange sie nur der Einheit in Kultus und Lehre und dem Gehorsam gegen die Hierarchie der Kirche nicht widersprechen. Es gilt, dem Asiaten ein Asiat, dem Indianer ein Indianer, den Weisen der Welt ein Weiser, Forscher und Weltmann zu werden, wenn sie nur kommen und für die Kirche gewonnen werden. Es gilt zu taufen, ohne viel zu fragen, ob sie verstehen und wirklich glauben, wenn sie nur zum Gehorsam bereit sind. Es gilt, die Zahl der Glieder der Kirche zu mehren, wäre auch etwas dabei wie Bestechung und Ueberlistung, oder im schlimmsten Falle auch ein Gewaltakt, der ungläubigen Eltern ihr Kind entzieht. Es dient ja der Ehre Gottes und seiner Kirche und dient dem ewigen Heile derer, an denen es geschieht.

Auch dieser Missionsweise fehlt es keineswegs an Elementen der Wahrheit. Es ist wahr, daß das Wachstum und Gedeihen wahren Lebens in der Menschheit viel weniger von dem christlichen Sinne des Einzelnen abhängt, als von lebendiger Gemeinschaft, von guten sittlichen Ordnungen und von lebensfähigen Kräften der Erziehung. Und es ist auch wahr, daß aus äußerlichen Eroberungen für das Christentum durch Schwert und List nicht bloß bei unsern sächsischen Vorfahren in der zweiten Generation echtes und überzeugungskräftiges Christentum geworden ist. Noch weniger fehlt es diesem Verfahren an Großartigkeit und Kraft. Kein Kriegsheer, das für sein Vaterland stritt, hat heldenmütiger gekämpft und bewunderungswürdiger gelitten, als dies Heer der Kirche des Papstes. Die Missionsgeschichte der Jesuiten, vorzüglich in Nordamerika und Japan, weicht an Märtyrermut, Ausdauer und Hingebung keiner Heldengeschichte in der Welt und muß jedes edlere Herz höher schlagen lassen.

Aber der evangelische Christ fühlt dennoch leicht, daß hier etwas dem Christentum Fremdartiges vorliegt. Schon das muß ihn zurückstoßen, daß diese Art der Mission dieselbe ist, die den Islam von seinen Anfängen an bis heute kennzeichnet. Wenn das Hervorgehen von überzeugten Anhängern einer Religion aus ursprünglich durch Gewalt ihr einverleibten Völkern ein Beweis für das Recht eines solchen Verfahrens wäre, so käme dies Zeugnis dem Halbmonde weit mehr als dem Christentum zu gute. Aber auch abgesehen davon, zeigt uns ein Blick auf das Missionsverfahren, von dem die biblischen Bücher erzählen, eine so grundverschiedene Auffassung, daß wir uns nicht bedenken können, die römisch-katholische Missionsweise bei aller Großartigkeit für ungesund und unrichtig zu erklären.

Allerdings scheint die alttestamentliche Auffassung vom Reiche Gottes zu der katholischen Folgerung zu führen. Auch im Alten Testamente ist das Volk mit seinem politischen Gedeihen alles, der Einzelne für sich nichts. Nicht auf geistiges Leben, sondern auf Ordnungen und Satzungen zielen die Anstrengungen des Volkslebens ab. Aber dennoch haben die Träger dieser Religion niemals die katholische Missionsfolgerung gezogen. Erst die Makkabäerfürsten haben mit dem Schwerte Edom gezwungen, sich durch Beschneidung dem alttestamentlichen Volke einzuverleiben. Diese politische Ausbreitung des Reiches Gottes gehört also ebenso wenig wie das pharisäische Proselytenmachen dem Alten Testament an. Das wirkliche Israel des Alten Testaments hat die Schlachten Gottes nicht geschlagen, um Mission zu treiben, sondern um das Erbteil Gottes, das Land der Verheißung, vor den Fremden zu schützen. Und die Völker, „über welchen in der Glanzzeit Israels Gottes Name genannt ward," sollten sich nicht zu Israels Religion bekehren, sondern dem Volke dienen, und nicht ihr Heil, sondern ihre Unterwerfung war der Zweck der Kriege Gottes. Die Hoffnung der Propheten aber geht nicht auf eine gewaltsame Einverleibung der Heiden in die Gemeinde Israels, auf ein Hineinführen in die Formen des Judaismus durch Zwang oder Ueberredung. Die Heiden sollen in ihren eignen Formen und in ihrem nationalen Leben bleiben. Sie sollen in Sehnsucht nach dem Heil, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, sich lernend zu dem Volke des Heils und der Offenbarung hinwenden, in Bewunderung und Liebe zum Berge des Heiligtums wallfahrten, freiwillig sich vor der göttlichen Hoheit des Messias beugen, dem Gottesvolke huldigen und an den Schätzen, die der Knecht Gottes durch Leiden und Tod erworben hat, in dankbarem Glauben teilnehmen.

Und welch andres Bild als das der katholischen Mission bietet uns das Neue Testament! Jesus richtet ein Reich auf, aber ein Reich nicht von dieser Welt, — ein Reich der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, in dem nicht, wer gebietet, der Erste ist, sondern wer dient. Eine Kirche mit Hierarchie und Papsttum, mit glänzendem Kultus, mit unveränderlicher Ordnung und heiliger Form, mit seligmachendem Zauber des Sakraments kennt er nicht; seine Worte sind Geist und Leben. Er streut den Samen des Wortes aus; er ladet ein zum geistigen Eintritt in sein Reich. Aus den Armen, Trauernden, nach Gerechtigkeit Dürstenden wirbt er durch die Macht der Sünderliebe Gottes den Heerbann dieses Reiches. Wer gemeint hat, es sei genug, Herr, Herr! zu sagen, und ohne hochzeitliches Gewand an dem Festmahle des Gottesreiches teilzunehmen hofft, den rechnet der Herr nicht zu den von ihm Gewonnenen, sondern weist er von sich. Und seinen Jüngern giebt er keine Hierarchie, keine feste Kirchenordnung, keinen geheimnisvollen Kultus, — nichts, als das Königsrecht, in seinem Namen das Evangelium zu predigen, und damit die Vollmacht, den Verstockten Gericht, den Gläubigen Vergebung der Sünden zu verkündigen.

Die Apostel bezeugen die seligmachende Kraft des Kreuzes und die Botschaft von der Auferstehung und sammeln dadurch, und durch nichts andres, die neue Gemeinde der Glaubenskinder Abrahams. Sie nehmen durch die Taufe in die Gemeinschaft des Heils nur die auf, die es in Glauben und Sehnsucht be-

gehren oder ihr Recht an Christus durch den Geist der Pfingsten beweisen können. Die Missionsgemeinde wird durch nichts gegründet und durch nichts zusammengehalten, als durch Glauben und Liebe; sie erwartet für die Gegenwart nichts als geistige Güter, die unabhängig sind von äußern Geberden und Gesetzen. Gewiß haben die Apostel im Geiste der Weisheit und Ordnung alles gethan, um die kleinen Gemeinden, die sich ihrer Sorge anvertraut hatten, lebendig auszugestalten, vor Unordnung und Ausschreitung zu bewahren und zu der wirksamsten Verwendung der Kräfte des neuen Lebens zu befähigen. Aber das war Weisheit und Treue in der Behütung und Pflege der Christen, nicht Missionsarbeit. Und wie wenig wußten doch auch die ersten Christengemeinden in ihrer Mannigfaltigkeit und Freiheit, mit ihrem einfachen Gottesdienste und ihrem dienenden Amte von der kirchlichen Einheit im Sinne Roms!

Der Grund der verschiedenen Missionsthätigkeit ist auch hier eine verschiedene Ueberzeugung vom Wesen des christlichen Heils. Wohl giebt es kein Heil außerhalb der Kirche Christi und kein Christentum ohne Gemeinschaft und Liebe. Aber die Kirche, an die Christus das Heil bindet, ist keine äußere Ordnung der Menschen, in die man ohne inwendiges Thun durch äußerliche Menschenthat eintreten könnte. Sie ist der Leib des Herrn, von seinem Geiste durchwaltet, ihn zum Haupte habend, an dem niemand ein Glied sein kann, der seinen Geist nicht hat und nicht in Glauben und Liebe an ihm bleibt. Und die Gemeinschaft, in der allein das Christentum gedeiht, ist weder die einer Rechtsordnung, noch einer Schule der reinen Lehre, sondern die Einigkeit im Geiste, die Gemeinschaft lebendigen Glaubens und brüderlicher Liebe, die in den Herzen, nicht aus Satzungen und Formen wächst. Wohl kann nur Gott die Kraft des neuen Lebens in die Herzen legen, und er verlangt von Menschen nur, daß sie seinem Wirken die Wege bereiten. Aber er hat dieses Wirken nicht an menschliche Einrichtungen und Formen gebunden, oder es zugesichert, wo festes Amt und bestimmte Ordnungen sich finden. Der Geist waltet, wo er will. Er fordert nicht Hilfsmittel, welche die Menschen erfunden haben. Er will nur die Mittel, die er sich selbst geordnet hat. So begehrt er nicht, daß man die Menschen in die heilige Form einer äußern Kirche einschließe, damit er sich dann an ihnen bezeuge. Er begehrt nichts, als daß die Menschen Wort und Sakrament wirksam machen und sie dahin tragen, wo man sie nicht kennt. Denn der Geist Christi ist die ewige, wirkende Macht des Heilandslebens, das Jesus auf Erden gelebt hat. Und ein solches Leben kann sich den kommenden Geschlechtern nicht anders mitteilen, als in der Form des Wortes oder der sinnbildlichen That. So verlangt der Herr von seiner Kirche, daß sie das Evangelium predige, damit es sich an denen, die Gott beruft und erwählt, als eine Kraft Gottes erweise. Und dieses Evangelium hat seine Kraft nicht durch der Menschen Klugheit und Ordnung, sondern als Gotteswort.

Wer so im neutestamentlichen Sinne vom Heile denkt, der kann niemals der katholischen Missionsart zustimmen. Ihn werden die blendenden Erfolge jesuitischer Kunst nicht überzeugen, und er wird es verstehen, warum solche Erfolge so oft, wie in China und Japan, zerronnen sind, wie sie gewonnen wurden.

H Sch

Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift

4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde

(Ausschließliche Lehrnorm. Zureichende Lehrnorm. Nur als Ganzes Lehrnorm. Nur richtig verstanden Lehrnorm: Notwendigkeit der geschichtlichen und religiösen Kritik. Leistung dieser Lehrnorm. Verhältnis zwischen der Lehrnorm für die Gemeinde und dem Heilswort für den Einzelnen)

Zweites Stück

Zunächst also das geschichtliche Verständnis. Bekanntlich lagen auf diesem Punkte die Mängel der älteren Schriftauslegung. Wenn man im Alten Testament überall messianische Weissagungen fand, hier die Präexistenz, dort die Auferstehung Christi, hier seine Gottheit, dort die einzelnen Umstände seiner Kreuzigung von den Propheten dargelegt glaubte, so war das nur möglich, weil man die Frage, was nach dem Zusammenhang der Stelle, was überhaupt nach der gesamten damaligen Stufe der Erkenntnis in den betreffenden Stellen gemeint sein kann, sich gar nicht vorlegte. Diese Art der Auslegung ist in der Praxis noch immer nicht ausgestorben; in der Theorie aber ist man ziemlich allgemein einig, daß sie verkehrt ist.

Aber was es mit solcher historischen Auslegung auf sich hat, wird auch heute noch vielfach verkannt. Was enthält denn eigentlich die heilige Schrift? Man sagt Geschichte und Lehre. Das ist ungenau, wenn man es in dem gewöhnlichen Sinne versteht. Zunächst enthält sie vielerlei, was weder Bericht über geschichtliche Thatsachen, noch auch direkte Lehre ist. So z. B. die Psalmen. Sie geben ein Bild von der Religiosität ihrer Verfasser, von der Art, in der die göttliche Offenbarung auf sie gewirkt hat, wie sich ihr Denken und Leben unter dem Eindruck der ihnen zugänglichen religiösen Erkenntnis gestaltet hat. Sie handeln nicht von religiöser Geschichte, aber sie sind selbst ein Teil der religiösen Geschichte, geschichtliche Dokumente ersten Ranges. Dasselbe gilt auch von den Stellen, die unmittelbar Lehrzwecke verfolgen. Auch diese kommen in erster Linie in Betracht als Zeugnisse von der religiösen oder sittlichen Erkenntnis und Lebensauffassung ihrer Verfasser, sind also auch ein Stück Geschichte. Nicht anders endlich auch diejenigen Schriften, die wirklich geschichtliche Thatsachen darstellen wollen. Jeder Geschichtschreiber giebt ja die Thatsachen in seiner individuellen Auffassung, giebt sein Verständnis davon. So auch und so in besonders hohem Maße die biblischen Schriftsteller. Daher sind die Geschichtsbücher der heiligen Schrift auch nicht nur Darstellung von geschichtlichen Thatsachen, sondern sind vor allem selbst geschichtliche Thatsachen von hervorragender Bedeutung und Wirksamkeit. Nehmen wir einmal an, die Thatsachen, die von den Evangelisten als Wunder berichtet werden, seien von ihnen völlig verkehrt aufgefaßt und dargestellt, sie seien entweder gar nicht geschehen oder einfache natürliche Ereignisse; nehmen wir einmal an, mit der Auferstehung Jesu habe es eine ganz andre Bewandtnis gehabt, als nach den biblischen Berichten der Fall ist: dennoch bleibt die Thatsache bestehen, daß diese falsche Auffassung der biblischen Schriftsteller zwei Jahrtausende bestimmt, auf die Menschheit entscheidend gewirkt hat. Jene Berichte selbst, das ergiebt diese Betrachtung, sind Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung. So erkennen wir, daß der Gesamtinhalt der heiligen Schrift wesentlich eine Darstellung der religiösen Auffassung ihrer Verfasser ist. Die Aufgabe eines historischen Verständnisses ist nun also zunächst, zu erkennen, was die biblischen Schriftsteller mit ihren Worten gemeint haben.

Die Lösung dieser Aufgabe erfordert aber mehr als eine bloß sprachlich korrekte Behandlung ihrer Worte. Um diese so nachzudenken, wie die Verfasser sie gedacht haben, muß ich versuchen, die geschichtlichen Voraussetzungen zu erkennen, unter denen sie gelebt haben. Die Erkenntnis jedes Menschen ist ja abhängig von den Zuständen seiner Zeit. Unser Begriffsalphabet erfinden wir nicht selbst, sondern auch der genialste Mensch zehrt im höchsten Maße von dem Gesamtgute seiner Zeit. Ferner wirken die Thatsachen meines Lebens bestimmend auf die Ausgestaltung meiner Erkenntnis und meines Urteiles ein. Ja, auch wiefern jemand über seine Zeit hinausragt und ganz neue Gedanken schafft, läßt sich doch nur erkennen, wenn ich ein Durchschnittsbild von seiner Zeit habe, womit ich dann seine Leistungen vergleiche. Eine richtige Beurteilung der Reden Jesu ist nur möglich, wenn ich weiß, wiefern die von ihm gebrauchten Begriffe schon zu seiner Zeit vorhanden waren, und wiefern der Inhalt, den er ihnen giebt, von dem abweicht, den sie bis dahin gehabt hatten. So muß also jeder biblische Schriftsteller aus seiner Zeit verstanden werden. Selbst wo er sich in absoluten Gegensatz zu ihr setzte, könnte ich diesen Gegensatz doch nur verstehen und würdigen, wenn ich das Objekt kenne, wogegen er kämpft. So muß also jede geschichtliche Auslegung vor allem die Zeitlage feststellen, und dazu gehört die geschichtliche Kritik im vulgären Sinne. Ob

das vierte Evangelium im ersten oder zweiten Jahrhundert geschrieben ist, ob von einem Augenzeugen des Lebens Jesu oder von einem, der die Entwicklung des zweiten Jahrhunderts mitgemacht hatte, ist nicht nur für die Frage wichtig, ob die Thatsachen geschichtlich sind, sondern für die gesamte Beurteilung seiner Worte. Sie müssen anders erklärt werden, je nachdem ich die geschichtlichen Verhältnisse, auf die sie sich beziehen, auffasse. Vor allem ist aber dies geschichtliche Verständnis grundlegend, wenn es darauf ankommt, die Entwicklung der Offenbarung festzustellen. Denn wer überhaupt mit einer Geschichte derselben, einem allmählichen Fortschritt rechnet, für den ist es von höchster Bedeutung, ob der Gedanke eines persönlichen Messias als Vollender des Gottesreiches im fünften, elften oder achtzehnten Jahrhundert entstanden ist. Das führt uns auf einen zweiten Punkt.

Wir sahen, daß wir in den geschichtlichen Büchern zunächst die Auffassung der Thatsachen haben, welche die Schreiber sich gebildet hatten. Aber wir wollen doch auch über die Thatsachen selbst ins klare kommen. Das geschieht durch die geschichtliche Kritik im engeren Sinne. In vielen Fällen ist es auch auf dem Gebiete der Profangeschichte möglich, einseitige oder falsche Berichte der Schriftsteller nicht nur als solche zu erkennen, sondern auch durch genaueste Verwertung der vorhandenen Berichte und schärffste Anwendung der Methode historischer Forschung aus ihren Berichten das wirklich Geschehene nachträglich genauer festzustellen, als es ihnen trotz der größern Zeitnähe möglich gewesen ist. Dasselbe wiederholt sich auf dem Gebiete der biblischen Forschung. Aber auch wo ein solches positives Ergebnis nicht zu erreichen ist, wo wir also darauf verzichten müssen, den eigentlichen Hergang genau festzustellen, ist es doch von höchstem Wert für die Beurteilung der Schriftsteller selbst, zu erkennen, wie sie auf ihre schiefe Auffassung der Thatsachen gekommen sind. Der gesetzliche Standpunkt des Verfassers der Chronik, wie er von dem prophetischen der Königsbücher sich so offenkundig abhebt und wie er sich in der Darstellung der Thatsachen überall bekundet, ist von höchster Wichtigkeit für die Zeit, in der er lebt, und der Verlust an Kenntnis der Vergangenheit, den wir durch die Einsicht in die Mängel seiner Geschichtsschreibung erleiden, wird aufgewogen durch die höhere Erkenntnis und das bessere Verständnis seiner Gegenwart und also die Einsicht in eine wesentliche Entwicklungsstufe der vorchristlichen Religion. Nicht anders steht es mit dem Inhalt der Bücher Mosis, wenn deren letzte Redaktion in die nachexilische Zeit gehört. In dem Maße, wie sie aufhören, Geschichtsquelle für die Zeit zu sein, von der sie handeln, wächst ihr Wert als Geschichtsquelle für die Zeit, aus der sie stammen.

So wiederholt sich auch hier, was wir schon des öfteren bemerken mußten, daß wir von den Wirkungen der göttlichen Offenbarungen leben. Die Bibel zeigt uns zunächst diese Wirkungen an den Personen der heiligen Schriftsteller. Ihre Auffassung der Thatsachen stellt den religiösen Ertrag der Geschichte dar, das, was sie davon gehabt haben. Auch da, wo die wirklichen Thatsachen in ihrer Darstellung verändert sind, ist diese Veränderung doch nur dadurch geschehen, daß die Verfasser die Geschichte so darstellten, wie sie auf Grund ihrer religiösen Stellung glaubten, daß sie geschehen sein müsse. Diese ihre religiöse Stellung aber hatten sie durch die wirklichen Thatsachen gewonnen. In denen hatten sie eine Offenbarung Gottes gehabt, und wenn wir nun auch zum Teil diese wirkenden Ursachen nicht mehr klar erkennen können, so bleibt uns doch immer ihre Frucht, die religiöse Erkenntnis und der religiöse Besitz. Das also ist das Ergebnis der historischen Auslegung der heiligen Schrift, daß wir einen genauen Blick gewinnen in die Stufe der religiösen Erkenntnis, die wir in den einzelnen biblischen Schriften finden, und damit ein Verständnis für die allmähliche, oft nicht geradlinige, sondern auch in Krümmungen und Umwegen verlaufende Entwicklung des Reiches Gottes selbst.

Nun ist aber mit dieser gesamten geschichtlichen Auffassung der heiligen Schrift an sich der Kirche sehr wenig gedient. Denn so interessant es ihren Gliedern sein mag, die Vergangenheit des Gottesreiches zu kennen, so wenig ist es für sie an sich ein Lebensbedürfnis. Es kann höchstens Mittel zu höheren Zwecken werden. So energisch betont werden muß, daß jene historische Auslegung der unbedingt notwendige Ausgangspunkt ist, ebenso energisch, ja heutzutage vielleicht noch energischer, muß betont werden, daß sie nur der Ausgangspunkt ist. Soll die Schrift Lehrnorm sein, so muß zu der historischen noch eine andre Kritik kommen: die religiöse.

Daß eine solche religiöse Kritik der Schrift gegenüber nötig ist, liegt so auf der Hand, daß man kaum begreifen kann, wie es lange Zeit übersehen worden ist. Denn in der verschiednen Höhenlage des alten und des neuen Bundes liegt doch begründet, daß sich nicht jedes Wort des alten, so wie es lautet, zur Norm christlichen Denkens und Handelns eignet. Wenn der sterbende David seinem Sohne die Rache an seinen Feinden vermacht, oder wenn die Rachepsalmen sich nicht genug thun können in der Bitte, daß Gott die Feinde mit der ganzen Schwere seines Zornes treffen möge, so ist das sicher nicht ohne weiteres vorbildlich für uns. Und der Herr selbst hat doch eine solche Kritik an dem Alten Testament in der einschneidendsten Weise geübt, indem er sein „Ich aber sage euch" dem Buchstaben des Alten Testaments gegenüberstellte. Es gilt nur den richtigen Maßstab für diese Kritik zu finden, damit sie zu richtigen Resultaten gelangen und Gemeingut der ganzen Kirche werden könne. Zu dem Ende darf auch dieser Maßstab nicht willkürlich gewählt und von außen an die Schrift herangebracht werden, sondern er muß ihr selbst entnommen sein. An einem vollkommenen Kunstwerk kann ich bemessen, wie weit andre Gebilde der Vollkommenheit nahe kommen. So muß auch auf unserm Gebiete das Vollkommene den Maßstab für alles Andre abgeben. Nun besitzen wir ja in der That das Urbild der Vollkommenheit in der Person Christi. In ihm ist uns das Wesen Gottes in absoluter Reinheit offenbar und zugänglich geworden; durch ihn wissen wir das Ziel, zu dem wir bestimmt sind, und den Weg zu diesem Ziele. An ihm erkennen wir, was es um die Ewigkeitswelt, um überweltliche Güter, Gaben und Kräfte ist. So ist er der Maßstab, an dem sich alles andre auf dem religiösen Gebiete messen lassen muß. Freilich gilt dieser Maßstab nur für diejenigen, die im Glauben an Christus stehen. Aber nur für diesen Kreis gilt ja auch die Schrift als Lehrnorm. Wer außerhalb dieses Kreises steht, also überhaupt nicht zur Gemeinde Christi gehört, kommt bei unsrer ganzen Erörterung nicht in Frage, — ebenso wenig, wie für einen Italiener die Autorität des in Deutschland geltenden Rechtsbuches.

Der so gewonnene Satz ist es, den der Herr selbst geltend gemacht hat, wenn er die Bedeutung des Alten Testaments darauf zurückführt, daß es von ihm zeuge. Er ist es, den Luther wieder entdeckt hat, indem er den Wert der einzelnen biblischen Schriften danach bemessen wollte, inwiefern sie Christum treiben, und es ist ein Zeichen, wie weit viele in der evangelischen Kirche das Verständnis für das Evangelium verloren haben, daß sie meinen, Luther wegen dieses Satzes entschuldigen zu müssen, während er gerade zeigt, in wie hohem Maße der Reformator in den eignen Standpunkt Christi eingedrungen war. Es wiederholt sich hier was wir schon bei der Betrachtung der Schrift als eines Heilswortes erkannten, daß der Glaube an das Evangelium im engsten Sinne des Wortes die Voraussetzung dafür ist, daß man sich den gesamten Inhalt der Schrift in richtiger Weise aneignet. Nur daß es sich damals um die religiösen Kraftwirkungen handelte, die von der Schrift auf den Einzelnen ausgingen, hier um die religiöse Erkenntnis, und daß dort in der Form des unmittelbaren Taktes und Gefühls das einzelne Schriftwort nach der Norm des Evangeliums von dem Einzelnen auf sich angewendet wurde, hier aber das Verhältnis des einzelnen Wortes zum Evangelium zum klaren und sicheren Bewußtsein kommen soll. Jener Satz, daß Christus die Norm ist, wonach alles zu beurteilen ist, läßt sich nun aber auch, da das Evangelium von ihm in der Schrift zum Ausdruck gekommen ist, dahin gestalten, daß dieses Zentrum der Schrift der Maßstab für alles Uebrige in ihr ist: scriptura sui ipsius iudex et interpres (die Schrift ist ihr eigner Beurteiler und Ausleger).

Ueberlegen wir nun genauer die Art, wie der so gewonnene Maßstab für die Kritik zu handhaben ist, so ergiebt

sich, wie notwendig die beiden von uns gewonnenen Grundsätze für die Auslegung der Schrift sich gegenseitig ergänzen müssen, wenn es zu einem brauchbaren Ergebnis kommen soll. Daß die historische Auslegung der Schrift an sich noch nicht zum Resultat führt, ist schon bewiesen. Sie könnte es nur, wenn alle Aussagen der Schrift durchaus gleichwertig wären, sodaß jede von ihnen unmittelbar als Norm für die christliche Gemeinde gelten könnte. Aber ebenso unzulänglich ist für die Bedürfnisse der Kirche die Auffassung des Einzelnen in der Schrift bloß von dem Zentrum des Evangeliums aus ohne Hinzunahme der historischen Auslegung. Denn in diesem Falle würde es möglich sein, durch allegorische Deutung oder sonstige Gewaltsamkeit in eine beliebige Schriftstelle alle möglichen christlichen Gedanken einzutragen. Der richtige Weg ist vielmehr, daß die in ihrem geschichtlichen Sinne genau und rein aufgefaßte Bibelstelle mit dem verglichen wird, was der Gemeinde als Inhalt des Evangeliums feststeht, und dadurch das Maß ihres religiösen Wertes bestimmt wird. Auf Grund dieser Methode wird einerseits verbürgt, daß nichts, was der Höhenlage des Christentums nicht entspricht, als normal geltend gemacht wird, anderseits aber auch, daß der ewige Gehalt, der überall in der Schrift zu finden ist, der Erkenntniszuwachs, den sie uns in allen ihren Teilen vermitteln kann, wirklich ans Tageslicht gefördert wird.

Die letztere Seite bedarf einer besondern Betonung. Es ist nämlich die Meinung sehr allgemein verbreitet, daß das Normative an der Schrift eigentlich nur das Evangelium im engern Sinne des Wortes sei, das Christentum im Christentum. Es komme darauf an, den eigentlichen Inhalt der Offenbarung aus den Umhüllungen herauszuschälen. Wie, wenn ein Goldgehalt in einem gewissen Gestein beschlossen ist, ich ihn loslöse und den Stein als wertlos fortwerfe, so will man auch den eigentlichen Heilsgehalt aus der Schrift lösen und das Uebrige dann unberücksichtigt lassen. In diesem Falle wäre unsre Thesis, das S c h r i f t g a n z e sei Lehrnorm, unrichtig; es müßte heißen, das E v a n g e l i u m sei die Lehrnorm. Nun ist richtig, daß das Heil des Menschen gewährleistet wäre, auch wenn wir weiter nichts hätten als die Kunde von der zentralen Person und dem Werk Christi. Aber man bringt doch die Kirche um einen großen Reichtum, den sie haben könnte und haben sollte, wenn man in dieser Weise versucht, das Peripherische aus der Schrift abzuschneiden und sich am Zentralen zu begnügen. Es ist wirklich an dem, daß alles in der Schrift geeignet ist, zur Bereicherung der Erkenntnis der Gemeinde zu dienen.

Auch auf diesem Punkte haben wir zunächst das Verhalten des Herrn selbst zum Alten Testamente zur Bestätigung unsrer Auffassung. Trotz der Unvollkommenheit des vorchristlichen Standpunktes weiß er jedem Worte des Gesetzes einen auch für sein Bewußtsein giltigen Gehalt abzugewinnen, den Punkt zu finden, auf dem, wenn auch in unvollkommner, ich möchte sagen in unausgetragener Weise, ein religiös richtiger Gedanke den Worten des Alten Testaments zu Grunde liegt. Das haben auch wir zu thun. Mit dem christlichen Verständnis, das uns durch das Evangelium geworden ist, ausgerüstet, können wir aus dem gesamten Umfang der heiligen Schrift überall lernen, ja auch durch Unvollkommnes und Schiefes uns warnen lassen vor der Gefahr, unserseits in ähnliche Irrtümer zu fallen. Was der Herr in unmittelbarem Griff und Takt vollzog, müssen wir freilich uns mühsam erarbeiten, indem wir die beiden oben gewonnenen Grundsätze ununterbrochen anwenden. Daß wir das so wenig vermögen, unser Auge so leicht auf dem zunächst Befremdlichen und Unvollkommnen ruhen bleibt, beruht auf einem religiösen Mangel bei uns. So gewiß es ein Zeichen sittlicher Inferiorität ist, wenn wir ein so außerordentlich scharfes Auge für die Mängel und Fehler unsrer Brüder haben, daß diese uns immer in den Vordergrund treten und unser Urteil bestimmen, so gewiß ist es auch ein Zeichen unsrer religiösen Inferiorität, wenn wir in den biblischen Darstellungen immer nur die Spuren der damaligen Zeit und der damit gegebenen Schranken der religiösen Erkenntnis ins Auge fassen, statt hindurch zu dringen zu dem positiven religiösen Besitz, der trotzdem vorhanden ist — nicht nur auf andern Punkten vorhanden ist, sondern eben auch auf den uns anstößigen.

Einige aufs Geratewohl herausgegriffne Beispiele mögen das Gesagte noch deutlicher zu machen versuchen. Das alttestamentliche Gesetz stellt das Recht der Vergeltung auf: Auge um Auge, Zahn um Zahn; welch weiter Abstand von dem Gebot Christi! Aber zugleich will doch beachtet werden, daß jenes Gebot eine Eindämmung des schrankenlosen Rachegelüstes ist, wie es uns etwa in den Worten Lamechs 1. Mose 4, 23 und 24 entgegentritt, eine Beschränkung der Vergeltung auf das Maß der Gerechtigkeit. So werden wir in jenem Gesetz einen wesentlichen Fortschritt der sittlichen Entwicklung, eine Station auf dem Wege von den Worten Lamechs zu den Worten Christi finden. Ein andres Beispiel aus dem Neuen Testament. Man pflegt bei den bekannten Ausführungen des Paulus im Galaterbriefe über den einen und die vielen Samen (3, 15 ff.) und die Allegorie betreffend Hagar und ihren Sohn (4, 21 ff.) sich damit zu begnügen, daß hier Spuren rabbinischer Exegese vorliegen und daher die Ausführungen des Paulus „zum Stich zu schwach" seien. Dem gegenüber werden wir nicht etwa diese Thatsache leugnen, sondern im Gegenteil auf Grund historischer Erklärung zu dem Resultat kommen, daß Paulus nicht nur hier, sondern überall in seinen Briefen sich in den Denkformen seiner Zeit bewegt, und es ganz natürlich finden, daß sowohl die Dogmatik wie die homiletische Praxis n i r g e n d s die Beweisführung des Paulus einfach herübernehmen und zum Beweise verwenden: — wieder einmal ein Zeichen von dem Ueberwiegen gesunden christlichen Taktes in der Gemeinde Christi über alle falsche Theorie. Aber das kann und darf uns nicht hindern, in allen diesen rabbinischen, die Volks- und Zeitschranken an sich tragenden Gedankenformen auch an jenen beiden vorher erwähnten, besonders berüchtigten Stellen religiöse Gedanken anzuerkennen, die noch heute von lehrhaftem und erbaulichem Wert sind.

E H

Zum Verständnis Zinzendorfs

Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart"

Uebersicht: 1. Der bürgerliche Beruf und das Streiter- oder Jüngertum; 2. Konstruktion oder Geschichte; 3. Gemeindebildung und Gemeinbildung

1. Der bürgerliche Beruf und das „Streiter-" oder „Jüngertum"

Spangenberg hat es in seiner Idea fidei fratrum § 251 als einen segensreichen Ertrag der Reformation bezeichnet, daß die richtige Beurteilung des b ü r g e r l i c h e n B e r u f s l e b e n s durch sie festgestellt worden sei.

Wenn ein jedes in seinem Beruf und Stande, es sei Mann oder Frau, Herr oder Knecht, Eltern oder Kinder u. s. w., Gott vor Augen hat, alles, was es thut, im Namen Jesu thut, und seinen Nächsten um Jesu willen liebt und ihm dient: so ist das der rechte Gottesdienst und allen selbsterwählten gottesdienstlichen Uebungen weit vorzuziehen.

Die Brüdergemeine hat demnach im vorigen Jahrhundert schon das richtige Verständnis der Reformation nach dieser Seite des bürgerlichen Berufs besessen und in einer offiziell veröffentlichten Schrift ausgesprochen.

Wenn Spangenberg, der Mitarbeiter Zinzendorfs, einer der Begründer der Brüdermission, so schreibt, so sollte man meinen, daß es sich hier auch um einen Ertrag der Lebensarbeit des Mannes handelt, der die Brüdergemeine begründet und ihr in mehr als einer Hinsicht den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat. Die sieben Artikel über Zinzendorf, welche die Christliche Welt ihren Lesern in Nummer 14 bis 20 dargeboten hat, gipfeln aber in dem Satze, daß Zinzendorf gerade diese von der Reformation gestellte Aufgabe nicht gelöst, ja nicht einmal verstanden habe. Dadurch habe er die schwerwiegende Schuld auf sich geladen, unter die Zahl der Männer des vorigen Jahrhunderts zu gehören, die, ohne es zu wollen, die Grundlagen gelegt haben, auf denen in der Gegenwart die christentumslose Sozialdemokratie sich erhob. Denn nicht aus dem Unglauben ist die Sozialdemokratie erwachsen, „sondern aus dem

halben Glauben, den eine vornehm weltverachtende Frömmigkeit dem Christen im bürgerlichen Beruf allein übrig ließ" (s. Nr. 20, Sp. 464).

Dies ist nur die „eine Linie" der dort gegebnen Entwicklung. Doch bleiben wir bei ihr stehn. Als Vertreter dieser „vornehm weltverachtenden Frömmigkeit" wird Zinzendorf dargestellt, der, obwohl wahrer Christ, dennoch eine sehr unchristliche Haltung einnahm, indem er dem Volke gegenüber gleichsam die Erklärung abgab: Mein Christentum, nämlich das ganze, volle Christentum, braucht ihr nicht, ihr könnts auch nicht ertragen, nicht ausüben, denn dazu gehört eine Lösung von weltlicher Geschäftigkeit, die euch nicht zukommt; wenn ihr alle würdet wie ich, so ginge es auf Erden drunter und drüber, damit aber wäre der Sache Christi nicht gedient. Darum bleibt nur in euerm halben Glaubensstande (s. Nr. 20, Sp. 463). — Dieser „halbe Glaubensstand" war also schon da, und es entsteht die Frage, wer ihn geschaffen hat, wer also der eigentliche Urheber der Sozialdemokratie auf kirchlichem Gebiete ist. Zinzendorfs Schuld wird insofern herabgemildert, als er nur einen schon vorhandnen Zustand nicht geändert hat, sondern ihn, absichtlich allerdings, bestehen ließ, ohne eine Aenderung zu versuchen.

Aber verfolgen wir die Anklage weiter! Diesem bürgerlichen Christentum vom halben Glauben bleibt nun die Kulturentwicklung überlassen. Die wahren Christen gehen andre von der Welt abgeschiedne Wege und kümmern sich um solche Dinge nicht. So hat der Mann absichtlich die Kluft zwischen Kultur und Christentum aufgerissen und die erstere dem Kreise jener Halbgläubigen überlassen. Diese Kultur wuchs unter den Händen jener Leute. Immer mächtiger und großartiger wurde die Welt, an der man arbeitete, immer bestrickender der Zauber, den sie ausübte, immer gewaltiger aber auch die Not, mit der sie den Einzelnen bedrückte. Da brach im Kreise der Gebildeten zuerst und später auch in demjenigen der Ungebildeten die schwache Kraft des halben Glaubens vollends zusammen. An seine Stelle trat der Unglaube, die Christentumsfeindschaft. So wuchs die Sozialdemokratie herauf.

Zinzendorf hat sich in die Verantwortung für diesen Entwicklungsgang der Dinge mit der ähnlich sich stellenden Aufklärung zu teilen. Den Armen ist nicht das Evangelium gepredigt worden! Diese Behauptung ist auffallend, da anderseits doch feststeht, daß Zinzendorf es war, der den zu seiner Zeit noch leibeignen Bauern und kleinen Handwerkern, denen man damals von seiten der höhern Stände wenig Beachtung schenkte, thatsächlich mit Kraft und Erfolg das Evangelium gepredigt hat. Bauern waren es, an denen er in Herrnhut arbeitete, und Kleinbürger hauptsächlich, die ihn umstanden, als er seine bekannten Reden in Berlin hielt. In wieviel Dörfern und Städten hat er dasselbe gethan, sodaß der human gesinnte Gelehrte G. Müller darin eine besondre Fügung der Geschichte sah, daß im Zeitalter der Aufklärung dieser Mann aufgetreten sei,

> durch dessen Verkündigung viele Tausende der Religion bedürftige und empfängliche Menschen, zwar meistens von dem gemeinen Haufen, aber mitunter auch manche von den aufgeklärten Ständen Nahrung für ihr religiöses Bedürfnis und Ruhe für ihre Herzen gefunden haben. Und das ist doch wahrlich ein großes und schönes Verdienst um die Menschheit.

Zinzendorf selbst spricht als seinen Wunsch aus, es dahin bringen zu können, daß „das Leben Jesu Christi in der Seele dieses und jenes ärmern Bauern herrsche." Wie er handelte, zeigt z. B. sein „Passagier," den man „ein Buch aus der innern Mission" genannt hat. Wirt und Wirtin erscheinen da, die alte Mutter, ein ziemlich roher Schwager, ein altkluger Sohn neben einem recht naiven Töchterlein, daneben der, man könnte sagen sozialistisch gesinnte „Schuhknecht," der moralisirende Arzt, der etwas steife Herr Pfarrer, zu denen sich schließlich der durch große Beredsamkeit ausgezeichnete Handelsjude gesellt; diesen allen verkündigt er das Evangelium, die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesus Christus, freilich nicht als „ein Pflaster auf den Bauch," sondern als den Grund und Antrieb dazu, daß diese Leute nun in ihrer bürgerlichen Berufsarbeit Gott recht dienen sollen. Wer Zinzendorfs Briefe und Reiseberichte, namentlich die für seine Gemahlin bestimmten kennt, erfreut sich an der Fülle schöner Züge einer ebenso herzlichen als volkstümlichen Behandlung des „kleinen Mannes." Wie viele Bauernhäuser haben ihn so thätig gesehen, vom „Kretscham" der Oberlausitz an bis zu den Matrosenherbergen am Seestrande. Von asketischen Gedanken tritt keine Spur heraus. Hätten viele so gearbeitet, so würde jetzt keine Sozialdemokratie unser Land erfüllen. In seinem Verkehr mit dem Volke merkt man nichts davon, daß er für das gewöhnliche Leben der Menschen kein Verständnis gehabt habe, oder daß ihm Familie, Staat, Beruf Ekel erregt hätten; darum war er in der That in der Lage, dem Volke den geschichtlichen Jesus, der in dieser Welt gelebt hat, wahrhaft zu verkündigen (Nr. 18, Sp. 418).

Von Sehnsucht nach der Zelle merkt man dem Grafen nichts an, und doch „dieser Mann des Glaubens hat die Welt fast aus den Augen verloren" (s. Nr. 20, Sp. 462). Die Anklage bleibt zunächst bestehen: „in der Schätzung weltlich-sittlicher Arbeit ist er unzweifelhaft mönchischen Gesichtspunkten gefolgt" (s. Nr. 20, Sp. 460). Er gründete eine Gemeinde der Vollkommenen innerhalb der verachteten Volkskirche, Klöster im Schoße der Weltkirche. Er that das, indem er den katholischen Begriff eines „doppelten Christentums," nämlich eines höhern der Mönche und eines niedern der Laien, in die evangelische Kirche einführte und dadurch die Einheitlichkeit der kirchlichen Gesellschaft zerriß, sodaß sie der Auflösung entgegentrieb, da sie nicht wie im Katholizismus durch „die Kuppel der einen Priesterkirche" zusammengehalten wird.

Sollte der echte lutherische Glaube wirklich nicht mehr vermögen als diese Kuppel? Doch die Hauptfrage ist zunächst die, ob Zinzendorf wirklich ein „doppeltes Christentum" im Sinne des Mönchtums ins Leben gerufen hat.

Er soll es gethan haben, indem er das „Streitertum" oder die „Jüngerschaft" begründete. Als er diesen Begriff bildete, ging er seinem Grundsatze gemäß auf die Person des geschichtlichen Christus zurück. Wie dieser selbst aus den gewöhnlichen Formen des bürgerlichen Lebens heraustrat, um seinem messianischen Berufe zu genügen, wie er ferner eine Anzahl seiner Anhänger aus dem weltlichen Berufsleben herausrief, um sie mit der Verkündigung des Reiches Gottes zu beauftragen, so, meint Zinzendorf, sei es auch jetzt im achtzehnten Jahrhundert nötig, daß einzelne sich aus den gewöhnlichen Berufsverhältnissen herauslösen, um direkt für die Sache des Herrn arbeiten zu können. Er hat das Handeln Christi so verstanden und es als vorbildlich angesehn. Da er nun einen halben Glauben vorfindet, hätte er in der That, um dem Volke aus diesem herauszuhelfen, Vertreter eines ganzen Glaubens ihm gegenüberstellen müssen; denn ein Blinder kann den andern nicht leiten. Indessen Zinzendorf kennt diesen Unterschied nicht. Denn ein halber Glaube ist nicht mehr Glaube. Er kennt nur den Gegensatz von Glauben an Jesus Christus und Nichtglauben an ihn. Ein doppeltes Christentum giebt es für ihn nicht, wohl aber eine zweifache Art, wie man für den Herrn der Kirche arbeiten kann. Damit ist nicht, wie in dem höhern und niedern Christentum der katholischen Kirche, ein religiöser Unterschied gesetzt, sondern ein solcher der Art und Weise des Dienstes. Neben dem ordentlichen Dienst im bürgerlichen Berufe giebt es einen außerordentlichen. Ueber den erstern denkt Zinzendorf ganz wie Luther und Spangenberg. Den Leuten gegenüber, die meinen, sie könnten im bürgerlichen Berufe dem Herrn nicht dienen, stellt er fest, daß es dabei lediglich auf den Glauben ankommt.

> Man kann alles sein in der Welt, was nicht an und für sich sündlich ist. In allen äußerlichen Ständen, in allen Verfassungen, in allen Hantirungen, sie mögen in der heiligen Schrift befohlen oder stehen gelassen sein, indem sie gethan werden, kann der Heiland Herr drüber sein. Denn alle Menschen in der Welt sind seine, alle Kreaturen sind seine Knechte.*) Ihr dienet dem Herrn Christo, sagt der Apostel. So gar auch die Knechte, die bei den Heiden unter dem Joch stunden, sollten ihrer Herrn Geschäfte, die oft wunderlich herauskamen, dem Heiland thun. Daher auch Lutherus sagt: Wenn eine Magd die Stube auskehret, kann sie ein Werk in Gott thun. Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre. 1. Korinther 10, 31.

*) Die gesperrten Stellen sind es immer auch im Original.

Wenn jemand seinen bürgerlichen Beruf erfüllt —

aus dem wahrhaftigen Grund: Es ist mein Amt, es ist mir befohlen, ich wills von Herzen thun, das segnet, das regiert er, das fördert er, das schützet er, da ist er mitten dabei. Als der Erhalter der ganzen Welt will er, daß jede Sache soll in ihrer Ordnung geschehen; und er hat es gern, wenn seine Kinder auf dem Erdboden hie und da ausgestreut sind, und daß seine Jünger alle Stände, alle Aemter, alle Geschäfte heiligen, wie die thun, die ein ander Geist regiert. Darum wäre es freilich zu wünschen und es wäre sehr gut, daß das ganze Land und diese ganze Stadt [Berlin] mit Knechten und Mägden Christi könnte erfüllt sein, daß sie weder ihre Aemter noch ihren Stand verließen, sondern kriegten nur ein ander Herze, einen andern Geist, einen andern Trieb, eine andre Ursach, ihre Geschäfte und Handlungen zu treiben. Da würde sich das menschliche Geschlecht sehr freuen, auch die würden es zu genießen haben, die Jesum nicht kennen, die noch unter der Geduld Gottes stehen und seine Kinder nicht sind. So siehts aus um den Dienst unsers Herrn, der sich darinnen gründet: Dir sind deine Sünden vergeben; und dabei anfänget: Ich wills thun, sei gereinigt. (Berliner Reden 1, 77 ff.)

Christus will die Menschen vor allen Dingen selig machen:

Und wenn er dies aus Gnaden gethan hat, so will er, daß man so lange bleiben und thun soll, und zwar gerne thun soll, was einem von Gott aufgetragen ist, bis er einem etwas andres zeigt. Der Heiland ist nicht allein nicht zufrieden, daß man Sachen unternehme, die man nicht ausführen kann, sondern er will haben, daß seine Kinder die Leute bereden sollen, daß ein jeder in seinem Stande fortgehe, ein jeder seine Hantirung behalte, wenn sie nicht an sich selbst wider die Seele streitet, daß ein jeder das Seine behalte, wenn sein Herz nicht daran hängt (und das soll nicht dran hängen), und davon Guts thun, soviel er selbst denkt, daß ein jeder den Stand, darinnen er berufen ist, behalten soll ordentlich. Und wenn er ihn nicht behält, ist er ein Phantaste, der allerhand Grillen hat u. s. w. Denn die Gedanken: ich will all das Meine weggeben, ich will in die Gemeine gehen, ich will die Kleider nicht mehr tragen, weil sie zu vornehm sind, das sind Grillen und Sachen, die außer dem einigen Fall, da dergleichen Dinge Aergernis geben, in das Christentum gar nicht zu mengen sind. Der Heiland will das Herz haben, sonst nichts. (Amerikanische Reden 2, 305.)

Was Zinzendorf hier sagt, enthält nicht die Aufforderung dazu, im halben Glauben zu bleiben. Er hat das „gewöhnliche Christentum" nicht nur gelitten (Nr. 20, Sp. 463), sondern in seinem absoluten Werte vollständig anerkannt. Neben diesem christlichen Berufsleben aber, worin man dem Herrn dient, giebt es noch einen andern Dienst, die „Zeugen- und Jüngerschaft." Das ist eine „ganz heilige Sache"; sie besteht lediglich darin, daß ein ganz besondres Maß von Selbstverleugnung verlangt wird.

Es wird nicht von einem jeden gefordert, daß er alles verlassen, sich zum ausdrücklichen einigen Dienst Jesu aufopfern soll, mit Hintansetzung aller äußern Umstände, Seelen zu Jesu bringen, ein Bote und Diener des Evangelii werden. Denn auch bei wahren Kindern Gottes gehört dazu eine besondre Gnadenwahl und Aufrufung, und der Heiland muß denen, die er dazu beruft, göttliche Geschicklichkeit mitteilen. (Berliner Reden 2, 209.)

Diese Aeußerung wird unter dem Titel des „übernatürlichen Berufsbewußtseins" gebrandmarkt; aber welcher ernste Christ, der in eine außerordentliche Selbstverleugnung erfordernde Thätigkeit hineingeht, wird das freiwillig thun, wenn er nicht zu gleicher Zeit weiß: Gott ruft mich? Hätte es solche Leute nicht gegeben, so wäre es zur Ausbreitung der christlichen Kirche in dieser Welt niemals gekommen! Das Nr. 16, Sp. 372 gegebene Zitat lautet am Schluß genauer:

Aber mit Spezialjüngern des Heilandes ist es etwas ganz andres. Das sind Sachen, dazu man einen eignen Beweis führen muß. Man muß keinen zum Jünger nötigen, sondern vielmehr zurückhalten. Die Jünger sind so gut als vogelfrei. Nie wird eine Sanktion zu stande kommen, dadurch sie vom Kreuz, von der Verfolgung, von den Beeinträchtigungen losgemacht werden. Nach der innern Gemütsverfassung kommen alle Christen überein. Da muß sich einer aus der Ehre, dem Reichtum, der Kommodität u. s. w. so wenig machen, als der andre. Sie müssen beide geduldig sein und sich an die irdischen Dinge nicht hängen. Aber in dem äußern Beweis sind sie unterschieden. Ein Streiter muß sich alle Stunden und zu aller Zeit alles seines Rechts entschlagen und alle Kommodität, und was sonst genannt werden mag, nicht nur im Herzen verleugnen, sondern gar mit einander hingeben, da ein andrer noch das seinige wieder fordern und in Ruhe besitzen kann.

Gleichsam „Soldaten" sind solche Leute, —

die weder Ort, noch Person, noch Beruf, noch Gefahr u. s. w. mehr anzusehn haben, sondern eben mit Leib und Leben, Gut und Blut dastehen zum Gebrauche zu Wasser und Land, Leben und Tod. Ebr. 11. 2. Kor. 11. (Theolog. Bedenken, S. 161.)

Zinzendorf lebte in einer Zeit, in der für die Kirche so gut wie gar nichts gethan wurde, weder für ihren innern Ausbau, noch für ihre äußere Verbreitung. Was er hier ausspricht, ist nichts andres als der Ruf: Freiwillige vor! Alle werden nicht kommen und können nicht kommen. Sonst würde das bürgerliche Leben, in dem der Christ Gott zu dienen hat, in Unordnung geraten. Man halte daher eher zurück, als daß man nötige. Aber wer fähig ist, die Annehmlichkeiten, die man im gewöhnlichen bürgerlichen Berufsleben in der Regel genießen kann, nicht nur im Herzen zu verleugnen, sondern thatsächlich aufzugeben, und wer dabei weiß, daß Gott es ist, der ihn ruft, der komme und trete in die Arbeit!

Nun, diesen Ruf haben damals viele verstanden, und er ist in der That erschollen bis in unser Jahrhundert hinein. Hätte man ihn nicht vernommen, dann gäbe es weder eine Heidenmission noch eine innere Mission, weder eine geordnete Krankenpflege noch eine organisirte Armenpflege, da die Kirche offiziell in dieser Richtung nichts gethan hat. Hätten damals nicht wenigstens einige diesem Rufe Folge geleistet, so wären Tausende evangelischer Christen, die unter den Wirren des Pietismus, der Sektirerei, des Dippelianismus keinen Ausweg fanden, verloren gegangen, so wäre die einzige kirchliche Arbeit von historischer Bedeutung, die das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat, die Erneuerung der Heidenmission, ungethan geblieben. Die Männer, denen man das verdankt, werden jetzt als Vertreter eines hochmütig vornehmen Christentums erster Klasse hingestellt!

Zinzendorf ist der erste dieser Freiwilligen gewesen. Daraus erklärt sich seine angeblich „sittlich leichtfertige" Berufsauffassung. Es ist merkwürdig, daß dieser erste Freiwillige von dem Hofe Augusts des Starken hergekommen ist. Wer dort nicht sittlich Bankerott machte, sondern vielmehr das unendlich schwere Werk kirchlicher Thätigkeit auf sich nahm, kann eine sittlich leichtfertige Auffassung beruflicher Dinge in seiner Jugend schlechterdings nicht gehabt haben. Im Gegenteil! Das Berufsbewußtsein war in diesem Jüngling so mächtig und tief gegründet, daß keine menschliche Gewalt es je hat vernichten können. Er soll sein Leben lang nicht gewußt haben, was ein Beruf sei (Nr. 16, Sp. 369)! Nun, dann wäre er seinen Gegnern sehr bald zum Opfer gefallen. Was ihn hielt im sieglosen Kampfe, war die Ueberzeugung von seinem Beruf.

Lessing, der schärfste Kritiker des vorigen Jahrhunderts, hat sich 1750 die Frage vorgelegt, warum Zinzendorf und seine Leute so hart bekämpft würden. Er kommt, indem er die kirchliche Lage der Gegenwart ins Auge faßt, zu dem traurigen Ergebnis, daß durch die verkehrte Art zu lehren ein wahrer Christ jetzt weit seltener als in den dunkeln Zeiten geworden sei. Der Erkenntnis nach sind wir Engel und „dem Leben nach Teufel." Der letzte Grund dieses Rückganges der Zustände liegt ihm darin, „daß die Menschen nur immer haben vernünfteln, niemals handeln wollen. Nun kommt es darauf an, daß ich diese Behauptung auf die Herrnhuter anwende. Es wird leicht sein. Ich muß aber zuvor einen Sprung zurück auf die Philosophen thun." Er wirft die Frage auf, was die Philosophen mit einem Manne machen würden, der „mit einer Sokratischen Stärke die lächerliche Seite unsrer so gepriesenen Weltweisheit zu entdecken wüßte" und die Menschen auf die praktischen Forderungen des religiösen und sittlichen Lebens hinwiese, in dem Sinne: es muß gehandelt werden.

Ich glaube, daß, was so ein Mann, wie ich ihn geschildert habe, für die Weltweisen sein würde, das sind anjetzo die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Sieht man bald, wohin ich hinaus will?

Sie sind es also, die handeln auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens. Lessing kannte die Verhältnisse aus eigenster Anschauung. Er stand Zinzendorf persönlich fern. Aber er hat jedenfalls die Meinung nicht geteilt, daß Zinzendorf die Zeitgenossen bei ihrem halben Glauben habe lassen wollen, um der Elite einer Klostergemeinschaft willen! Zinzendorf nannte diese Streiter „Arbeiter," das ist der Gegensatz vom Mönche; eben darum, damit diese Männer handeln könnten, hat Zinzendorf die Fähigkeit vollkommener Selbstverleugnung von ihnen gefordert. Wenn der Lessingsche Weise an jene „Metaphysiker" die Frage richtet: „Könnt ihr euern hyperbolischen Stolz

mäßigen?" und sie ihn deswegen als Narren verjagen, so sagt Zinzendorf zu seinen Streitern:

Will uns der Heiland um seines Dienstes willen einmal hoch, ein andermal reich, ein andermal denen Leuten der Welt angenehm machen, so muß man daran lernen wie ein Schüler, bis man mit Paulus sagen kann: Ich kanns (Phil. 4, 12). Aber dabei denkt doch das Herz: Selig sind die Armen, selig sind die Geschmähten, selig sind die Tagelöhner. (Berliner Reden 3, 181.)

Es bedurfte thatsächlich in der damaligen Zeit eines solchen energischen Handelns; daher waren Leute nötig, die sich in Selbstverleugnung der gestellten Aufgabe unterzogen. Zinzendorf kennt die Gefahr sehr wohl, die sich mit solcher „Jüngerschaft" verband, da einer wohl zu der Ansicht kommen konnte, als bedinge diese „Jüngerschaft" die eigentliche Seligkeit oder einen höhern Grad derselben. Eben das ist katholisch; und das wehrt Zinzendorf ab. Wenn die Seligkeit darin bestünde, sich der „Gemeine" anzuschließen, —

so verließen sie [die Aufrichtigen] gewiß alles und gingen hinein. Daß es aber hundert Menschen, die das gewiß thäten, in der Welt giebt, das sieht man aus den unglaublichen Stiftungen in der katholischen Kirche, da die Leute all ihr Hab und Gut an dieselbe gewandt und bei lebendigem Leibe sich mit allem Vermögen gleichsam begraben haben. Warum? Weil sie glaubten, daß sie ohne das nicht könnten selig werden oder doch nicht so sicher. In der protestantischen Kirche ist dies freilich anders. Sie sagt nicht, daß man ohne das nicht könne selig werden. Ja, wir setzen nicht einmal eine Merite, einen Verdienst darein, sondern es ist eine Lust, ein Genuß und macht fröhliche Tage.

Auf der Selbstverleugnung beruht die Freude des Christen, weil sie ihn frei macht von der Welt. Streiter, Freiwillige waren es, die den Kampf gegen das Heidentum wieder aufnahmen. In Bezug auf diese wird gesagt:

In dem Augenblick sinkt die Arbeit der Heidenmission auf die Stufe katholischen Werkes herab, in welchem sie als eigentliche Reichs Gottes Arbeit — das ist ein häßliches Wort, aber es ist herkömmlich — irgend einer andern christlichen Thätigkeit vorgezogen wird. Das aber ist geschehen. (Nr. 19, Sp. 440.)

Eine unerhörte Behauptung! um so mehr, als sie durch keinerlei Beweis irgendwie begründet wird. Die betreffende Thatsache wird einfach als selbstverständlich vorausgesetzt, ebenso wie Nr. 16, Sp. 368 aus dem Umstande, daß sich Zinzendorf durch die religiöse Lebendigkeit des damaligen französischen Katholizismus an die Gemeinschaft der Gläubigen erinnern läßt, sofort geschlossen wird, die Mönchsgemeinschaft sei es, die ihn anziehe; wie (Nr. 17, Sp. 389) Zinzendorfs Gedanke von der religiösen Vollkommenheit ohne weiteres mit dem asketischen Ideal der katholischen Kirche zusammengeworfen wird! Menschen, „aus denen Christus etwas Ganzes machen will," wird es geben, so lange Phil. 3, 15 Geltung hat.

Doch zurück zur Mission. Von deren Anhängern wird behauptet:

Ihre Thätigkeit selbst stellt sie dem Herrn näher als jedem andern. Diese also, nicht die Gesinnung, nicht die Treue, nicht der Glaube entscheidet hier über den Dienst im Reiche Gottes. (A. a. O.)

Die Wiederaufnahme der Mission durch Zinzendorf ist fast die einzige namhafte kirchliche Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts. Hier erfahren wir, daß dies die That eines Mannes ist, der, obwohl wahrer Christ, Schüler Luthers, sich und seine Genossen dem Herrn der Kirche näher stellt als die „gewöhnlichen" Christen und dies durch ein opus operatum zu erweisen sucht, bei dem nicht die Gesinnung, die Treue, der Glaube, sondern die Thätigkeit als solche das Entscheidende ist. Dazu kommt noch der Trieb, Propaganda zu machen. Eine klösterliche Genossenschaft evangelischen Namens, die sich in allen heidnischen Ländern auszubreiten strebt, ist es, der wir die Erneuerung der Heidenmission zu danken haben! Es wird zwischen damals und jetzt unterschieden. Aber die Brüdermission ruht jetzt noch prinzipiell genau auf derselben Grundlage wie damals, und wenn es ein neues Gebiet zu erschließen oder ein wichtiges Amt zu übernehmen gilt, heißt es auch jetzt noch im alten Sinne, nur mit andern Worten: Freiwillige vor! Eine Scheidung zwischen damals und jetzt in Bezug auf den Streitergedanken läßt sich nicht durchführen; denn auch jetzt werden lediglich Männer verlangt, die bereit sind, um der Sache willen freiwillig allen irdischen Annehmlichkeiten schlechterdings zu entsagen, und die damit zugleich wissen, daß Gottes Stimme es ist, die sie ruft.

Doch was für Leute waren die „Streiter" Zinzendorfs? Es handelt sich um jüngere und ältere Männer, die in Herrnhut ihr Handwerk trieben oder als Handlanger und Knechte arbeiteten. Verzehrt haben sie sich allerdings im Kampf mit den kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens nicht, aber gekämpft haben sie diesen Kampf wie jeder andre, ja noch mehr als mancher andre. Denn es galt auf unbebautem Heideboden sich anzusiedeln und zunächst mit kärglichem Verdienst zufrieden zu sein. Die neue Ansiedlung war erst im Entstehen begriffen. Ueber das „Streitertum" denken sie genau ebenso wie Zinzendorf; sie können in diesem Punkte von ihm nicht losgelöst werden. Wenn sie nun auszogen, erhielten sie einen Zehrpfennig mit, der nicht weit reichte. Sie arbeiteten sodann wieder in ihrem Handwerk, um sich etwas zu verdienen. Auf dem Schiffe thaten sie Handlangerdienste. Nach der Ankunft am Bestimmungsort galt es, im Urwald, auf der Prairie, an der Küste einer unwirtlichen Insel Haus und Ackerland zu schaffen. Eine fertig ausgerüstete Handwerksstube, ein ertragsfähiges Feld fanden sie freilich nicht vor, wie es dem schlichten Bürger und Handwerker in der Heimat zur Verfügung steht. Da wurden die Sorgen des bürgerlichen Lebens sehr groß, besonders wenn Hungersnot und Krankheit eintraten. Zu diesen Arbeiten kam noch diejenige der Mission hinzu. Wären sie jene vornehmen, nach asketischer Beschaulichkeit trachtenden, evangelischen Mönche gewesen, zu denen man sie herabwürdigen will, so hätten sie nicht den bürgerlichen Beruf des Farmers und Kolonisten mit dem kirchlichen des Missionars verbunden. Sie hätten Klöster errichtet, in denen dienende Brüder das „Weltliche" besorgten. Ringsum wohnte die misera contribuens plebs der Christen niederer Ordnung, die sich von den Träbern des halben Glaubens nährte! Statt dessen haben sie Gemeinden errichtet, in denen sie mit den Bekehrten als mit ihren Brüdern und Schwestern verkehrten, um sie nicht nur zu Christen, sondern auch zu kulturfähigen Menschen heranzuziehen. Gerade in den Missionsgemeinden hat man die klösterlichen Formen der Heimat völlig abgeschafft, und das Christentum, das man dort zu predigen begann, ist frei von jeder asketischen Beschaulichkeit. Wo überhaupt noch brauchbares Volkstum vorhanden war, da sind aus der Arbeit dieser Männer große Volkskirchen entstanden, wie in Amerika, Westindien, Suriname, die sich in allen religiösen und sittlichen Grundfragen noch jetzt eins wissen mit denen, die sie begründet haben. Als einer jener Missionare, Georg Schmidt, der Begründer der südafrikanischen Mission, nach mehrjähriger schwerer Arbeit als alternder, kranker Mann zurückkehrte, hat er der Brüdergemeine Niesky als Tagelöhner gedient! Das sind die Christen höherer Ordnung, die Zinzendorf erzogen hat!

Diese einfachen Männer haben eine umfassende Kulturarbeit verrichtet, deren Folgen, rückwärts wirkend, das öffentliche Leben der europäischen Staaten befruchtet und gefördert haben. Sie haben Heiden nicht nur bekehrt, sondern, indem sie sie für das Christentum gewannen, ihnen überhaupt erst zu dem verholfen, was man das bürgerliche Leben nennt.*) Und doch waren sie Vertreter der Zinzendorfischen Frömmigkeit.

Wenn aus dieser Wurzel eine derartige öffentliche Kirchen- und Kulturarbeit erwachsen konnte, so ist damit der Beweis geliefert, daß sie mit der mönchischen Kontemplation nichts gemein hat. Gewiß, auch die Mönche des Mittelalters kennen eine Versenkung in Jesu heilige Menschheit, und es ist schön, daß sie auf diesem Wege überhaupt erst zur Anerkennung des menschlichen Heilands gekommen sind, die der alten Kirche fehlte. Aber sie haben ein Ziel im Auge, das Zinzendorf und seine Sendboten nicht kennen. Das Schauen des göttlichen Wesens (visio divinae essentiae) wollten sie erreichen, indem sie dabei die Betrachtung des irdischen Lebens des Heilandes als Leiter gebrauchten, um auf ihr staffelweise zu der Höhe der Gottheit hinaufzuklimmen. Dazu braucht man freilich die Stille der

*) Man vergleiche Zeisbergers Arbeit unter den Indianern bei Römer, Die Indianer u. s. w., Gütersloh, Bertelsmann, 1890, S. 69 ff.

Zelle, die gänzliche Abkehr von der Außenwelt und *viel* Zeit, sonst würde man diese Skala, die bis ins Unendliche führt, vergeblich betreten. Zinzendorf und seine Genossen stehen diesen Gedanken ganz fern. Sie brauchen, indem sie die „Herzensreligion," die „anschauende Frömmigkeit" üben, weiter nichts, als den Gebetsverkehr mit Christus und mit Gott. Das ist nicht das letzte *Ziel*, das sie verfolgen (s. Nr. 14, Sp. 324), sonst hätten sie so wenig *gehandelt*, wie die vernünftelnden Theologen ihrer Zeit. Es ist auch nicht der *Gipfelpunkt* ihrer Frömmigkeit (s. Nr. 18, Sp. 416), aber wohl der Weg zum Gipfel, zum felsenfesten, frohen Vertrauen auf Gottes Gnade, die den Missionar allein im Kampf mit dem Heidentum aufrecht zu erhalten vermag. Jener Gebetsverkehr ist lediglich die praktische Ausübung der Ueberzeugung, daß der Christ in Christo seinen Gott *wirklich hat*. Es ist eine unmittelbare Aeußerung des starken Triebes, den Gott, der sich in Christo der Welt erschlossen hat, um sie zu retten, thatsächlich zu ergreifen. Darum geht der Gläubige auf das religiöse Urverhältnis zurück, das im Christentum gesetzt ist, dem zufolge der lebendige, wirkliche Gott nirgends gefunden werden kann, als im Anschluß an die Person Christi. Wie Luther sagt:

> Es kommt niemand zum Vater, denn durch ihn. Die göttliche Natur ist uns zu hoch und unbegreiflich. Darum er uns zu gute heruntergekommen in die Natur, die uns am allerbekänntlichsten und erträglichsten ist, als die unsre. Da will er unser werden, da will er sich finden lassen und sonst nicht. Wer ihn hier anruft, der ist alsbald erhört. Hier ist der Thron der Gnade, da niemand ausgeschlossen ist, wer da kommt.

Das ist der evangelische Gegensatz zu jener staffelweisen Erhebung zur Gottheit. In diesem Sinne haben auch die Brüder Christum angerufen und sind mit ihm in Verkehr getreten. Dazu bedarf es nicht der Einsamkeit und Beschaulichkeit der Zelle, das kann immer und allenthalben stattfinden, in der Handwerksstube, bei der Feldarbeit, in den Gefahren des Seesturms. Die zentrale Stellung, welche die Person des Heilandes in ihrem Denken und Handeln einnimmt, der zufolge die Gesamtheit aller denkbaren religiösen Beziehungen in ihm zusammengefaßt erscheint, ist nicht eine Folge des geheimen Zusammenhangs mit Rom, sondern vielmehr der Energie, mit der sie das *elementare Grundverhältnis* im Christentum erfaßt und bethätigt haben.

Wenn Zinzendorf die individuelle Form, in der er das that, nicht zur bindenden Regel für *alle* machen will (s. Nr. 18, Sp. 411), erweist er sich damit als echt evangelischer Christ, der aus der Glaubensweise kein Gesetz macht. Das aber that man in den Klöstern! Die „anschauende" Form der Frömmigkeit mag in diesen vorzugsweise gepflegt worden sein; aber sachlich betrachtet ist sie völlig unabhängig vom Kloster. So lange es noch eine religiöse Kunst und ein volkstümliches Kirchenlied im evangelischen Christentum giebt, wird sich auch der arbeitsfrohe Mann an Paul Gerhardts „O Haupt voll Blut und Wunden" und an seinem „Sei mir tausendmal gegrüßet" erquicken. Als ein Erzeugnis eines lebhaften innern Bedürfnisses wird sie sich immer geltend machen bei Christen, die ihr religiöses Leben auch mit den Mitteln des Gefühls und der Vorstellungskraft führen.

Bernhard Becker

Vom Ulmer Münsterfest

Ganz Deutschland hat teilgenommen an dem Feste, das die frühere Reichsstadt Ulm, jetzt württembergisch und Reichsfestung, aus Anlaß der Vollendung des Münsterturmes gefeiert hat. In besonderm Maße wohl das evangelische Deutschland; ist doch das Gotteshaus in Ulm der größte protestantische Dom, den die evangelische Christenheit besitzt, ist doch der höchste Kirchenturm der Erde der Turm einer evangelischen Kirche.

Die Leser dieses Blattes haben wohl alle in ihren Zeitungen von dem schönen Feste gelesen; es kann sich also hier nicht darum handeln, eine Beschreibung des Münsterfestes zu geben. Vielmehr wollen wir nur unsre Eindrücke davon wiedergeben.

„Die volle Eigenart deutschen Bürgertums und einen protestantischen Zug einfacher Hoheit," hieß es in einem Festartikel in Ueber Land und Meer, „repräsentire das Ulmer Münster," — beides hätte wohl auch bei einem Fest zu Ehren der Vollendung dieses protestantischen Gotteshauses zum Ausdruck kommen müssen. Jenes, die volle Eigenart deutschen, im besondern süddeutschen und zwar Ulmischen Bürgertums hat sich bei diesem Feste in geradezu glänzender Weise entfaltet. Aber von einem protestantischen Zug, der durch das Fest gegangen wäre, war nicht viel zu spüren. War doch sogar der Festgottesdienst, dem bei Vollendung eines Münsters gewiß die erste Stelle gebührt hätte, auf den zweiten, bezw. den dritten Festtag gelegt worden, auf den Montag, statt auf den Sonntag, während dem historischen Festzuge der Sonntag eingeräumt war. Die Ungunst der Witterung rückte den Gottesdienst allerdings mehr in den Mittelpunkt, indem dadurch der Montag mit Festgottesdienst, Festspiel und historischem Festzug zum Haupttage gemacht wurde.

Morgens um acht Uhr begann der Festgottesdienst in dem fast übervollen Münster, das Zehntausende faßt. Von einem einigermaßen dem Anlaß entsprechenden Festzuge zur Kirche haben wir nichts bemerkt. Der Gottesdienst war der einfache, schmucklose Gottesdienst, wie er in Württemberg üblich ist, ohne Liturgie, die Predigt nur umrahmt von Choralgesang der Gemeinde. Die Festpredigt hielt der erste Münsterstadtpfarrer Bilfinger. Sie war nicht nach der für solche Feste üblichen Schablone gehalten, war fast ohne jede rednerische Ausschmückung, mild, soweit der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus gestreift werden mußte; aber sie war voll tief religiöser Gedanken und für den, der ihnen aufmerksam folgte, was allerdings eine gewisse religiöse Bildung voraussetzte, im höchsten Grade anregend. Der Festprediger knüpfte an das Pauluswort 1. Kor. 3, 11 und das Petruswort 1. Petri 2, 5 an, jenes als ein Wort des Bekenntnisses, dieses als ein Wort der Mahnung und Hoffnung verwertend.

Folgendes mögen die Hauptgedanken gewesen sein. Die Vollendung des Münsters ist ein Bekenntnis von religiösem Sinn und frommem Glauben, wenn auch der religiöse Ideenkreis sich geändert hat und die Vorstellungen andre sind als vor fünfhundertdreizehn Jahren bei der Gründung. Haben wir noch Religion? hat man freilich in unsrer Zeit gefragt, und die Frage hat Wiederhall gefunden; aber Gottlosigkeit ist eines Volkes Verderben, und wenn die Tempel zusammenstürzen, so entsteht ein Chaos, das keine Kunst der Dichter, keine Weisheit der Philosophen und Staatsmänner zu bannen im stande sein wird. Aber nicht als einen allgemeinen Religionstempel haben wir das Münster gebaut, sondern als ein christliches Gotteshaus. Es predigt das Bekenntnis: einen andern Grund kann niemand legen, als den, der gelegt ist. Bloße Berührung mit dem Ewigen ist noch nicht Religion, sondern die Erkenntnis, daß Gott unser Vater, daß er Gnade und Liebe ist. Dies aber vermittelt uns nicht die Natur, nicht das Gewissen oder der Verstand, sondern allein Christus. Christus zwingt uns zu dem Glauben, daß der Gott, den wir haben, nicht bloß das Gute fordert, sondern uns auch hilft, es zu thun, und uns in sein Reich einführt. Christum haben heißt Gott haben; Gott haben heißt Religion haben. Wenn man uns diesen durch Christum erkannten Gott nähme, dann erginge es unserm geistigen Leben wie diesem Turme, wenn man ihm die Fundamente nähme. Das Münster ist aber auch eine Mahnung an unsre christliche Aufgabe. Wie das Münster ein Ganzes ist, so sollen auch wir ein Ganzes, ein Vollkommnes werden. Ein Vorbild sei der Turm, gegründet auf sicherm Grund, von einem einheitlichen Gedanken bei aller Mannigfaltigkeit durchdrungen, emporstrebend in das Himmelsblau. Wir sind so hingewiesen in die Gemeinschaft, in der wir stehen, daß wir den natürlichen Lebenszusammenhang umgestalten nach dem Geiste Jesu Christi und nach dem Reiche Gottes. Dies wird gewirkt durch die Liebe, die Hauptmacht auch in den Bewegungen unsrer Tage. Die Vollendung des Reiches Gottes erleben wir nicht; aber an der Hoffnung halten wir fest, daß Gott uns vollenden wird und wir einst im Anschauen seiner wunderbaren Wege ihn loben und preisen werden.

Zwei Stunden nach dem Gottesdienste begann das Festspiel,

gedichtet von Karl Oesterlen aus Stuttgart, dargestellt mit ganz wenigen Ausnahmen von Ulmer Kindern, und zwar aufs trefflichste dargestellt, mit einer bei Dilettanten geradezu bewunderungswürdigen Bühnendisziplin. Die volle Eigenart deutschen, bezw. Ulmer Bürgertums kam auch hier glänzend zum Ausdruck, — den protestantischen Zug haben wir trotz einigen kraftvollen protestantischen Worten nicht gefunden. Es kann sich hier nicht um eine ästhetische Kritik des Festspiels handeln, das in gutgereimten Versen geschrieben ist. Es sind gereimte Vierzeiler, wie in Herrigs Luther, für ernsthafte Darstellung und pathetische Deklamation schlecht geeignet — trotz Herrig, für dessen Lutherfestspiel der Schreiber dieses nicht schwärmt. Ueberdies sind solche Verse zwar sehr leicht zu machen, aber sehr schwer poetisch zu machen.

Auch die Verse des Ulmer Festspiels waren großenteils nur gereimte Prosa, aber sie atmeten ein warmes religiöses Gefühl. Das ist ja schon etwas, und ganz selbstverständlich ist, daß man bei einer solchen Gelegenheit nicht konfessionelle Polemik treibt. Dazu war auch in der ersten Abteilung, der Grundsteinlegung des Münsters (1377), kein Anlaß, ebensowenig in der dritten, der Befreiung Ulms von den verbündeten Bayern und Franzosen (1704). Schon eher hätte die Gefahr nahegelegen in der zweiten Abteilung: „Karl V. und Herzog Christoph von Württemberg zu Ulm am 2. September 1552," künstlerisch betrachtet der besten von den dreien, ausgezeichnet auch durch die Darstellung namentlich Karls V. Wenn aus der Reformationszeit gerade dieses Bild gewählt wurde, das die protestantische Reichsstadt an der Seite des katholischen Spaniers im Kampfe gegen Moritz von Sachsen zeigt, der sich damals in der größten Bedrängnis des Protestantismus mit kühner Gewaltthat zu seinem Retter aufgeworfen hatte, so beweist diese Wahl, daß man der Reformation überhaupt aus dem Wege gehen wollte. Da steht fast das ganze Stück hindurch der Kaiser, der Vertreter der katholischen Kirche, im Mittelpunkt, und der Vertreter der Reformation, Herzog Christoph, unbeachtet beiseite; ein Symbol für die dermalen viel beliebte Schätzung der Reformation und des Protestantismus!

In der That, als die Heldengestalt des Reformationszeitalters wurde hier dem Zuschauer Kaiser Karl V. vorgeführt, dieser seiner Zeit und deutschem Wesen so fremde Mann, der gerade damals alles daran setzte, Deutschland seinen Sohn Philipp als seinen Nachfolger aufzudrängen. Und an den üblichen patriotischen Seitenhieben nach dem Helden jener Jahre, Kurfürst Moritz von Sachsen, fehlte es nicht. Er hat dem Franzosenkönig das Besetzungsrecht von Metz, Toul, Verdun und Cambray eingeräumt! Und doch verdankt es Deutschland gerade diesem Moritz, daß die unerträgliche Willkürherrschaft der Spanier in Deutschland ein Ende nahm, daß der Kaiser, der die Rechte der deutschen Nation damals mit Füßen trat, den Passauer Vertrag abschließen mußte. Es war Ende des Jahres 1551, als Moritz schrieb, es sei Pflicht eines deutschen Fürsten, mit Mund und Faust nach Abwendung solcher Zustände zu trachten, und er habe endlich Herz und Mannheit geschöpft, Deutschland von so schmählicher Dienstbarkeit zu retten. Ulm hatte damals diese Mannheit nicht, trotz dringender Aufforderung des Kurfürsten, sondern war der Sache des Protestantismus untreu geworden, — in der That ein sinnig gewählter Augenblick für ein Festspiel zur Vollendung des Münsters! Daß Moritz sich der Hilfe des Franzosenkönigs versicherte, der damals gar nicht der „Erbfeind" Deutschlands war — das war der Spanier —, mag man bedauern; aber nur so war er imstande, seine Pläne durchzuführen. Den Gedanken an diese Verhandlungen mit Frankreich hatte übrigens zuerst Albrecht von Brandenburg gefaßt. Man sollte wirklich endlich aufhören, den Schlemmer von St. Just — Platens Gedicht ist bekanntlich so ungeschichtlich als möglich — auf Kosten des Kurfürsten Moritz zu verherrlichen.

Mochte diese ganz besonders trefflich dargestellte Abteilung bis auf das kleinste der Kostüme historisch treu gewesen sein, in Wirklichkeit mußte sie nur zu einer ganz falschen Auffassung jener Zeit Anlaß geben, und durch nichts in der ganzen Abteilung war motivirt, daß sie mit dem vom Orchester intonirten Gesange „Ein feste Burg" schloß. So wohlbegründet am Schlusse der dritten Abteilung der Choral „Nun danket alle Gott" war — ein höchst wirksamer Schluß des ganzen Festspiels —, so unerwartet kam das „Ein feste Burg ist unser Gott" bei dieser Abteilung. Er war Dekorationsstück und eine Verbeugung vor Luther, dessen Name im ganzen Stück nicht genannt war, während die Bilderstürmer ihren Denkzettel bekamen.

Geschichtlich treu vom ersten bis zum letzten Kostüm war der Festzug, ein großartiges Bild der sechs Jahrhunderte vom vierzehnten an. Hier nun ganz besonders feierte die volle Eigenart Ulmischen Bürgertums ihren höchsten Triumph, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn Kenner versicherten, daß Aehnliches kaum je in einer andern Stadt geboten wurde. Ob das halbe Dutzend württembergischer „Reformatoren und Gelehrten" eine genügende Vertretung des Reformationsgedankens war, mag dahingestellt sein; diesen in einem derartigen Festzuge, der naturgemäß nur Beziehung auf Ulmer Verhältnisse nehmen konnte, zum anschaulichen Ausdruck zu bringen, ist schwerer, als man wohl denkt. Auch hier erschien Karl V. als Vertreter des Reformationszeitalters. Hätte man ihm etwa die beiden bis 1552 von ihm gefangen gehaltenen und schmählich mitgeschleppten Fürsten von Sachsen und Hessen beigegeben, die Sache hätte wohl einen etwas historischeren Anstrich bekommen. Es wäre auch ein Bild gewesen: hinter Karl V., umgeben von spanischen Hakenschützen mit geladnen Büchsen, Philipp von Hessen, reitend auf einem elenden Klepper, leere Büchsenhalfter am Sattel, das Kreuz des Degens an der Scheide festgebunden, verhöhnt und verspottet von den Spaniern. Vielleicht hätte der eine oder andre der Zuschauer so einen richtigeren geschichtlichen Eindruck von jener Zeit bekommen, wie das bei der ganz ergreifenden Gruppe der in die Stadt flüchtenden Landleute aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges der Fall war.

Das waren ungefähr unsre Gedanken, als wir wieder der Heimat zufuhren. Das Fest war vollständig der künstlerischen Bedeutung des herrlichen Domes würdig. Daß es zugleich der Vollendung eines Gotteshauses, daß es dem größten protestantischen Gotteshause der Christenheit galt, kam wenig zum Ausdruck. Vielleicht lebte das Bewußtsein davon um so mehr in den Herzen.

F B—d

In langweiliger Gesellschaft

An dem Aufsatze über Christentum und Langeweile in Nr. 7 und 8 d. J. ist von einer wertgeschätzten Freundin unsers Blattes getadelt worden, daß der Verfasser nicht sagt, „wie man es anfangen soll, sich nicht in gänzlich seichter Gesellschaft zu langweilen." Da muß der Verfasser sich wohl verteidigen, denn vielleicht ist diese Frage damals noch andern Lesern und Leserinnen gekommen.

Der Aufsatz hätte wenigstens seinen Zweck nur halb erfüllt, wenn er nicht diesen oder einen ähnlichen Erfolg hie und da gehabt hätte. Versuchte er doch nachzuweisen, daß Langeweile Sünde sei. Diese Erkenntnis erweckt in einem Christenherzen das eifrige Streben, sie zu bekämpfen. Aber in der Ausführung des Vorsatzes zeigen sich bald unerwartete Hindernisse. Zwar das haben wir hier nicht zu befürchten, daß sich unser eignes Ich, wie sonst wohl, in der Sünde wohl fühlt und darum immer wieder zu ihr zurückkehrt; im Gegenteil, wir seufzen und stöhnen unter dem Drucke der Langenweile und gäben viel darum, wenn wir sie los werden könnten. Aber wir fühlen uns viel seltener selbst langweilig, als gelangweilt. Wir glauben also selbst nicht schuldig zu sein, sondern unter dem Druck eines Verhängnisses zu stehen; wir sind nicht freiwillig in diese geistige Wüste gegangen, sondern von andern hineingeleitet worden, und darum ist es doppelt schwierig, uns aus ihr heraus zu finden. Ja, wüßte man nur, wie man sich der Langenweile erwehren könnte, da würde man nicht über sie seufzen, man würde auf sie losgehen und ihr kurzer Hand die Thüre weisen. Wenn uns einer ein unfehlbares Mittel gegen die Langeweile empfehlen könnte, der würde bald ein gesuchter und gemachter Mann werden.

Es läge also in meinem eignen Interesse, wenn ich die Frage der verehrten Frau beantworten könnte, aber leider — muß ich das ablehnen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil dazu kein Mensch imstande ist. Wenigstens muß man sich gefallen lassen, daß die Frage ein wenig verändert werde, wenn man sie nicht ganz vergeblich gethan haben will. Darauf führt uns schon ihr eigner Wortlaut. Sie redet von seichter Gesellschaft, erkennt also den Sitz der Krankheit richtig; was ist da natürlicher, als daß ich dazu sage, daß nur von diesem aus die Heilung erfolgen könne.

Es wird ja alle Zeit ein ungelöstes Rätsel bleiben, wie weit der einzelne Mensch, der doch in allem, was er denkt und thut, als abhängig erscheint von der Welt, die in ihm und in der er lebt, dennoch mit seinem Anspruche auf das edle Gut der Freiheit im Rechte ist: glücklicherweise können wir die Philosophen von Fach sich ruhig darüber die Köpfe zerbrechen lassen, das lebhafte Freiheitsgefühl, welches das unveräußerliche Eigentum unsrer Seele ist, gewinnt im entscheidenden Augenblicke doch stets den Sieg über den grübelnden Verstand, sollte der sich auch haben bethören lassen, an unsrer Freiheit, das heißt an uns selbst, zu zweifeln. Aber fügen müssen wir uns nun einmal in das traurige Los, das uns geworden: die sittliche Gesellschaft, in der wir leben, tritt dem Einzelnen gegenüber als geschlossene Macht auf, die über ihn verfügen kann, obwohl sie selbst nichts weiter ist als die Gesamtheit aller ihrer Diener. Glücklich das sittliche Genie, das dazu bestimmt ist, die Züge seines Geistes reformatorisch dem Bestande der Gesellschaft einzuprägen; kleinere Geister müssen sich begnügen, das Ueberkommene hinzunehmen, froh, wenn sie es mit Zinsen weitergeben können.

Darum ist der Einzelne den Schwächen der Gesellschaft gegenüber fast machtlos. Zwar ist er deshalb nicht frei von Verschuldung. Es ist oft schwer, die Grenzen zwischen Schuld und Verhängnis zu ziehen. Der „Fluch der bösen That“ gebiert die Sünde, und das Kainszeichen des Fluches folgt der Sünde auf dem Fuße. Es giebt auch eine Gesamtverschuldung, die dann freilich vom Einzelnen mehr als Fluch wie als Schuld empfunden wird. Darum ist es auch unsre Christenpflicht zunächst nur, die eigne bewußte Verschuldung an den bösen Mächten der Gesellschaft abzulehnen; wer dann noch Kräfte übrig hat, der mag sie zum Angriff gebrauchen.

Ich denke, ich werde mir mit diesen Gedanken die Zustimmung dazu erworben haben, wenn ich an die Stelle der mir gebotenen Frage die andre setze: Was thut der Christ in langweiliger Gesellschaft? und diese selbst, so einfach wie möglich, mit dem doppelten Rate beantworte: 1. er wird nicht selber langweilig, 2. er trägt mit Geduld fremde Langeweile.

Auch die erste Antwort ist notwendig. Hört man zu oft: Wenn ich mich in dieser oder jener Gesellschaft befinde, muß ich mich langweilen, — so wird man gegen dieses „muß“ mißtrauisch. Ich weiß wohl, nichts ist ansteckender als Gähnen und Langeweile; aber gegen diese Influenza kann man sich wehren, man muß nur wollen. Es ist oft nur eine Entschuldigung der eignen schlechten Laune, wenn man andre unerträglich findet. Der Wunsch des jungen Werthers bei Goethe ist also wohl berechtigt, „daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle arbeite.“ *) Mancher Mensch gleicht allzusehr jenen empfindlichen Insekten, die bei der geringsten Berührung vorsichtig ihre Fühlhörner einziehen. Wer nicht aus sich herausgeht, dessen eigne Schuld ist es, wenn er sich langweilt. Ich hätte noch andre Vergleiche auf der Zunge, z. B. mit der Schnecke, die es nur dann eilig hat, wenn sie sich in ihr Haus zurückzieht, das doch nicht einmal ein Fensterlein hat zum Ausschauhalten; doch ich lasse sie lieber unterwegs, sonst gäbe ich vielleicht selbst ein Beispiel zu der unliebenswürdigen Regel, die ich hier aufstellen wollte: es kann manchmal sogar richtiger sein, anzustoßen und aufzufallen, als langweilig zu bleiben. Es fehlt an der rechten Liebe, wenn man andre anklagt, wo man sich selbst schuldig bekennen sollte, daß man jene wenig gesucht hat und darum ihnen wenig geworden ist.

---

*) Leiden des jungen Werthers unter dem 1. Julius.

Das Zweite ist wohl die schwierigere Aufgabe, und doch ist ihre Erfüllung noch notwendiger. Zum Tragen ist der Christ nicht so bereitwillig, wie zum Handeln, und doch erweist man sich erst im Dulden als rechter Jünger Jesu. Es sind ja die wenigsten Menschen in der Lage, sich die Gesellschaft, in der sie leben, selbst zu schaffen. Stand, Beruf und Lebensstellung führen uns in einen bestimmten Kreis hinein, dessen Geselligkeit wir uns nicht entziehen können. Wer in der Zuversicht lebt, daß Gott ihm den Platz in der Gesellschaft angewiesen hat, den er einnimmt, würde diesem Glauben untreu werden, wollte er sich den gesellschaftlichen Verpflichtungen seines Standes entziehen. Weltflucht ist immer Feigheit und bleibt auch in der feinsten Form der Ungeselligkeit immer Sünde. Wie viel Gelegenheit, gewinnendes, stilles Zeugnis von unsrer Liebe abzulegen, geht uns verloren, wenn wir eine Gesellschaft meiden, nur weil wir glauben, ihr den Vorwurf machen zu können, daß sie langweilig sei. Die Liebe hat uns nicht so urteilen gelehrt, eher der Hochmut. Und schließlich ist es doch nicht unsre Schuld, wenn andre Menschen uns langweilen; das wird es erst dann, wenn wir es nicht zu ertragen vermögen.

Freilich, wer seinen innern Reichtum nur im Genießen findet, dem wird die mangelnde Befriedigung seiner Genußsucht oft zur Langenweile werden; aber das Genießen ist doch nie und nimmer der Lebenszweck eines Christen. Es scheint mir fast, als würde in vielen christlichen Kreisen auf die Gelassenheit, wie unsere Alten es nannten, zu wenig Wert gelegt. Da hat wiederum der Altmeister Goethe schon tiefer in das Wesen des Christentums hineingeschaut: er stellt die Geduld unmittelbar, mindestens gleichwertig, neben den Glauben. Wie könnte Faust sonst sprechen:

Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben —
Und Fluch vor allem der Geduld!

Es grenzt an Selbstüberhebung, wollte man stets in seinem Kreise als umbildender Reformator auftreten. Dazu ist nicht jeder geschaffen, und auch, wer das will, muß ihm erst voll und ganz angehören. Erst dulden, dann bilden. Er muß sich der Mängel der Gesellschaft bewußt geworden sein und doch sein gutes Zutrauen zu ihr nicht verloren haben: zu einem solchen Optimismus ist nur die Liebe fähig, deren Geduld nie aufhört. Und wiederum zur Geduld gehört ein Zweifaches, was nicht jeder hat: das Bewußtsein eines innern Besitzes, das für die Enttäuschung des äußern Lebens entschädigt — Thoren und Verzweifelnden predigt man sie ebenso vergeblich, wie manchen Kindern —, und dazu eine sich selbst überwindende Liebe, die lieber selbst Schmerz empfindet, als dem Nächsten wehe thut, oder mit einem Worte, das, was wir oft meinen, wenn wir das viel gebrauchte, aber selten ganz verstandne Wort „Gemüt“ anwenden.

Und wie sie selbst aus diesem Grunde stammt, so wird auch jede wahlverwandte Seelenstimmung ihr ihre Last erleichtern, vor allem der goldige Humor, das Zeichen eines in Christus froh gewordnen Gemütes. Ja wer ihn hätte, den Edelstein aus der Tiefe des Herzensreichtums, dem brauchte man nicht mehr über die Langeweile zu reden! Denn das empfinden wir unmittelbar, so bald wir das Wort hören, in ihm ist nicht allein die Ueberwindung der eignen Laune, sondern zugleich auch das Heilmittel für das Seichte der Gesellschaft gefunden. Ein Körnlein Humor genügt für viele langweilige Gesellen. Wer ihn hätte, dem brauchte ich weder die erste noch die zweite Antwort zu geben, weil er von selbst wüßte, was er in langweiliger Gesellschaft zu thun hat.

Aber vielleicht rufen mir aufmerksame Leser des früheren Aufsatzes zu, es ist in jenem dawider geredet, daß man die Langeweile nicht mit weltlichen Mitteln zu heilen versuche, und nun wird sich der Verfasser selbst untreu, wenn er den Humor anpreist. Denn er ist doch wohl etwas allgemein Menschliches, mit dem das Christentum an und für sich gar nichts zu thun hat. Nun, darüber sind viele, und gerade die besten Christen, andrer Meinung; aber die Frage soll heute nicht entschieden werden. Ich hoffe, die hochgeschätzte Freundin unsers Blattes wird mit dieser Antwort einstweilen sich genügen lassen, wir würden es für ein Unrecht halten, die Geduld der Leser noch

mit einem Worte länger in Anspruch zu nehmen. Nur Goethe soll noch einen guten Schluß machen:

Viele Dinge sinds,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl.
(Torquato Tasso)

O B—r

Bücher und Schriften

(Auswahl altchristlicher Lieder) von Ferdinand Bäßler. Berlin, Verlag von R. Decker. Preis 3,75 Mk.

Der Sammler dieser Lieder, F. Bäßler, weiland Superintendent und geistlicher Inspektor in Schulpforta, ist in weitern Kreisen bekannt geworden als ein eifriger Forscher und Kenner der mittelalterlichen religiösen Litteratur in Legende und Sage. In dem vorliegenden Buche bietet er eine Auswahl von Kirchenliedern aus der ältesten Zeit der christlichen Kirche bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein. Mit großem Geschmack und feinem Takt ist das Beste ausgesucht und so gruppirt, daß die bedeutungsvollsten und bezeichnendsten Gestalten aus der christlichen Hymnik auftreten und damit zugleich eine Geschichte des christlichen Kirchenliedes in der vorreformatorischen Zeit geboten wird. Den Reigen eröffnen die Hymnen der morgenländischen Kirche; Ephraim der Syrer, Gregor von Nazianz, Johannes Damaszenus finden wir unter andern vertreten; ebenso zwei Szenen aus der ältesten uns erhaltnen christlichen Tragödie „Der leidende Christus." Auch aus der abendländischen Kirche, aus der Zeit vom vierten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, fehlt kein Name von Bedeutung. Ambrosius, der Vater des Kirchengesanges, Notker, Bernhard von Clairveaux, Thomas von Kempen sind in ihren besten Liedern vertreten. Die Uebersetzung hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, der Vorlage auch in der Form möglichst nahe zu kommen. Diese Aufgabe ist in recht vielen Fällen mit Geschick gelöst worden. Die Originale sind, um Kundigen einen Vergleich zu ermöglichen, in einem Anhange beigegeben. Sehr dankenswert sind auch die biographischen Skizzen, in denen alles, was zur Charakteristik der einzelnen Epochen in dem Entwicklungsgange der altchristlichen Hymnik erforderlich war, in knapper Form zur Kenntnis gebracht wird. Da unsre Zeit der Liturgie und der Pflege des Kirchengesanges wieder ganz besondre Aufmerksamkeit zuwendet, so dürfte die vorliegende Sammlung, die demnächst in zweiter Auflage erscheinen wird, allen denen willkommen sein, die mit Bäßler die Ansicht vertreten, daß die Reformation durch ihre notgedrungne Scheidung vom Papsttume weder den Zusammenhang mit der Vergangenheit überhaupt abgebrochen, noch auf irgend ein rein bewahrtes Erbe der urchristlichen Zeit Verzicht geleistet hat.

Hl

(Zwanzig Predigten von Jakob Andreae), Kanzler in Tübingen, wieder herausgegeben von Dekan Schmoller in Derendingen bei Tübingen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1890. VII und 400 S. 5 Mk.

Der Tübinger Kanzler Jakob Andreae, bekannt durch seine Teilnahme an der Abfassung der Konkordienformel, gehört zu den Wortführern der lutherischen Kirche in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts. Ein Verwaltungstalent ersten Ranges, hat er nicht nur in seiner Heimat, sondern weit über deren Grenzen hinaus durch Einführung der Reformation in Stadt und Land, auf Konventen, Kolloquien und Visitationen die umfassendste Wirkung entfaltet. Wohl kein zweiter unter den Zeitgenossen ist so viel unterwegs gewesen. Alles im Dienst der lutherischen Lehre, zu der er sich je länger je mehr mit Ausschließung jedes andern Bekenntnisses gewandt hat. Die obigen Predigten sind zum Gedächtnis seines 300jährigen Todestages (27. Januar 1590) aufs neue herausgegeben worden und werden dem als streitsüchtigen Theologen und gewaltthätigen Kirchenpolitiker übel beleumdeten Manne manche Freunde gewinnen. Sie lesen sich gut wegen ihrer ruhigen, klaren, sachgemäßen Darstellung, die nur zuweilen in lebhaftere Beredsamkeit übergeht, und halten Maß in der Polemik. Gründlich und eingehend ist die Auseinandersetzung zwischen evangelischer und katholischer Glaubenslehre, geistvoll ein weit ausgesponnener Vergleich zwischen dem recht christlichen und geistlichen Leben und dem Klosterleben nach der Regel des heiligen Benedikt. Auch der volkstümliche Ton ist gut getroffen, besonders in den zehn Katechismuspredigten. So heißt es in einer Katechismuspredigt zum zweiten Gebot über das Fluchen: „Solch Laster wollen etliche mit der Gewohnheit entschuldigen und sagen, sie haben so einen Brauch an ihnen. Behüt Gott, behüt Gott, wohin ist es kommen! Wenn einer seinen Landesfürsten einen Bösewicht schilt und sagt darnach zu ihm: Herr, ihr müßt es nicht achten, ich hab also einen Brauch an mir, was meinst du, daß der Fürst sagen werde? So spricht er wiederum: Hast du den Brauch, so hab ich auch einen Brauch, daß ich einem solchen laß das Haupt abschlagen, auf daß andre lernen, dem Obersten seines Volkes nicht übel reden; und würde jedermann sagen, es geschehe ihm recht." Dem Buch ist ein Bildnis Andreaes beigegeben, auch ein kurzer Lebensabriß samt dem Bericht seines Kollegen Heerbrand über sein Ende vorausgeschickt.

Sch

(Ein Gang durch die katholische Konvertitenlitteratur) von Dr. Richard Weitbrecht. Barmen, Hugo Klein. 70 S.; 50 Pfge.

Dieses neueste Werkchen Weitbrechts ist ein erweiterter und vermehrter Abdruck einer Artikelreihe aus der Christlichen Welt und belehrt in objektiv berichtender Weise über eine mit Vorliebe gepflegte Gattung der modern römischen Litteratur: die Konvertitengeschichten. Dieselben sind teils „wahr," teils geben sie sich selbst als Dichtung aus; aber ob „wahr" oder erdichtet, sie sind alle nach dergleichen Schablone gearbeitet und bestreben sich, „die Lehren der katholischen Kirche gegen die herkömmlichen protestantischen Entstellungen und krassen Vorurteile zu verteidigen." Selbstverständlich kann dies nicht geschehen, ohne zugleich in bekannter Manier die evangelische Kirche, ihren Ursprung, ihre Lehren, Diener und Einrichtungen herabzusetzen und gelegentlich dem Gespötte preiszugeben. Und wozu all das? Damit die von ihren „Vorurteilen" befreiten Protestanten in Scharen „zurückkehren, heim zur Mutter." Der Erfolg entspricht allerdings den Erwartungen ganz und gar nicht; es kann im Gegenteil keinem protestantischen Leser, der offnen Sinn für die Wahrheit hat, anders ergehen als dem Verfasser, der S. 5 bekennt: „Ich aber muß gestehen, daß das Bollwerk unsers evangelischen Glaubens mir fester dastand denn je," nämlich nach der Lektüre dieser Konvertitengeschichten. Die beste protestantische Gegenwehr kann daher nur darin bestehen, diese tendenziösen Machwerke niedriger zu hängen.

E

Quittung

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 9 Mk. von G N, Strelitz.

Für den Bau der Lutherkirche in Rom: 15 Mk. aus dem Wittenberger Predigerseminar; 3 von O H, Marisfeld; 2 von D S, Niederröblingen; 1 von G R, Geilsdorf.

Für die evangelische Mission in Ostafrika: 5 Mk. von F L, Lübeck; 3 von A, Görlitz; 1,15 Mk. von S, Zwickau.

Für die evangelische Gemeinde Tokio in Japan: 5 Mk. von F L, Lübeck.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Die Expedition
kauft zurück:
gut erhaltne Exemplare der ersten beiden Vierteljahre des dritten Jahrganges (1889).

Cand. theol., vor dem 2. theol. Ex., $1^1/_2$ Jahr Hauslehrer, **sucht** bei bescheidenen Ansprüchen Stelle als Prädikant. Offerten sub **M. N.** an die Exped. dieses Blattes.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.
Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.
Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Erklärung
Ueber die Ausführung des geplanten Krankenhausbaues in Sansibar kann natürlich zur Zeit, so lange nicht definitive Verhältnisse geschaffen sind, nichts bestimmt werden. Jedenfalls können wir die Versicherung geben, daß dasselbe an einem Ort gebaut wird, wo es den deutschen Interessen am meisten entspricht und unsern Landsleuten zu Gute kommt.
Berlin, Juli 1890
Der Vorstand der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika

Protestantisches Familienblatt
Eine Zeitschrift für das Evangelische Deutschland und die Sache des Evangelischen Bundes
Herausgegeben von **Dr. Richard Weitbrecht**
I. Jahrgang 1890. Preis vierteljährlich durch die Post 75 Pfg., bei den Buchhandlungen und Agenten 65 Pfg., direkt von der Verlagshandlung innerhalb Deutschlands und Oesterreichs einschließlich Frankatur Mk. 1,05, für das Ausland Mk. 1,30. — Württemb. Post Nr. 223a. — Deutsche Reichspost Nr. 4830a.
Nr. 41. Inhalt: Sorgenlos. (Fortsetzung.) — Gott ist die Liebe. II. — Das Gewitter. (Schluß.) — Brief und Briefgeheimnis. (Schluß.) — Luthers Selbstmord. — Die Vollendung des Münsterturms in Ulm. II. — Politische Rundschau. — Allerlei Mitteilungen. (Aufruf.)
Nr. 42. Inhalt: Sorgenlos. (Schluß.) — Wer trägt die Schuld? — Helgoland. I. — Ein sächsischer Janssen. — Kaiser Wilhelm I. als Offiziersbursche. — Politische Rundschau. — Allerlei Mitteilungen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig